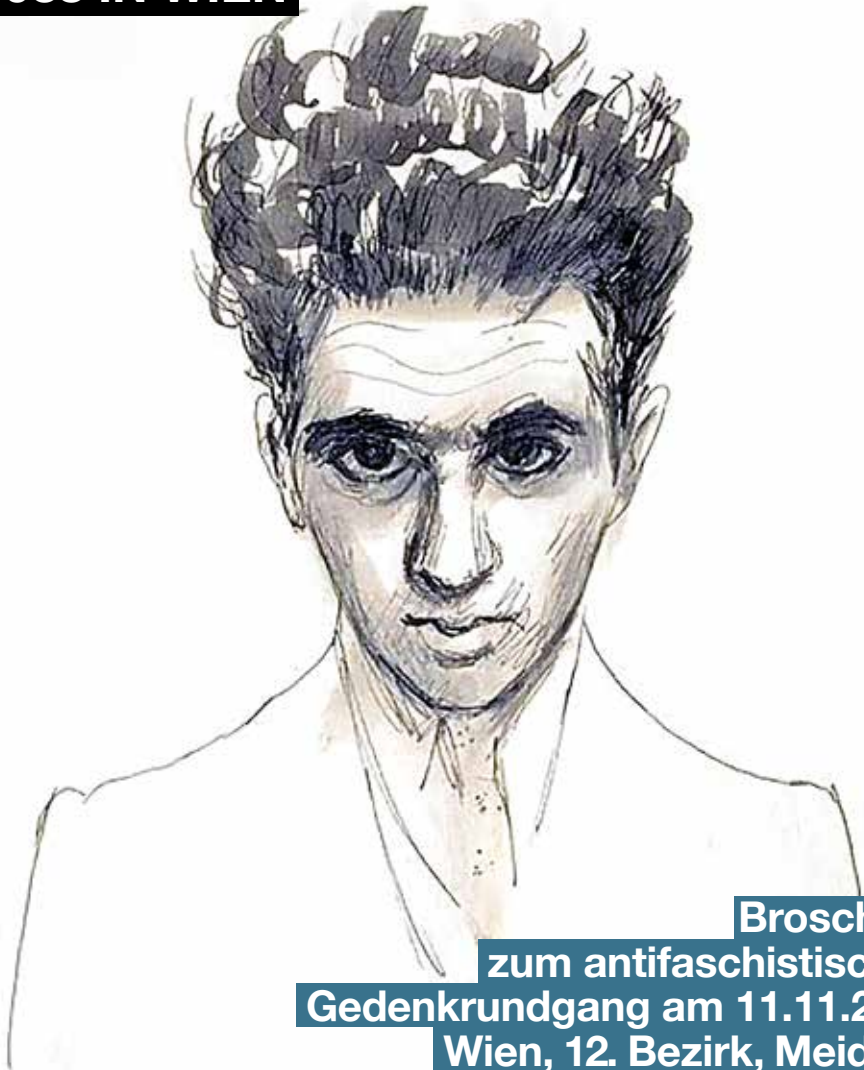


NIEMALS VERGESSEN!

NOVEMBERPOGROM
1938 IN WIEN



Broschüre
zum antifaschistischen
Gedenkrundgang am 11.11.2018
Wien, 12. Bezirk, Meidling

INHALT

Stationen des antifaschistischen Gedenkrundgangs
sind mit Zahlen gekennzeichnet

Novemberpogrom in Wien 1938	Seite 04
1 Jüdisches Leben in Meidling	Seite 05
Gertrude Pressburger – Gelebt, erlebt, überlebt	Seite 09
2 „Arisierungen“ von Apotheken – Meidlinger Hauptstraße 45	Seite 12
Die Birnholz Exlibris-Sammlung	Seite 15
3 Deportationen in das Ghetto Minsk und die Vernichtungsstätte Maly Trostinec – Ignazgasse 29	Seite 17
Deportationen aus der Kollmayergasse	Seite 21
4 Anschlag auf das Juweliergeschäft Futterweit – Meidlinger Hauptstrasse 19	Seite 23
5 Zeitzeuginnengespräch mit Lotte Freiburger – Ruckergasse 12	Seite 27
6 Ella Schwarz und Ludwig Weisz – Franz-Emmerich-Gasse 3	Seite 31
„Zwei Meidlinger Buam“ – Hermann und Ferdinand Leopoldi	Seite 35
Das Buchenwaldlied	Seite 40
Ungarisch-jüdische Zwangsarbeit – Bischoffgasse 10	Seite 41
Kabel- und Drahtwerke AG – Oswaldgasse 33	Seite 46
Bil Spira - Zeichner und Fälscher im Widerstand	Seite 47
Weiterführende Informationen und Veranstaltungen	Seite 51

Novemberpogrom in Wien 1938

Am 7. November 1938 verübte der 17-jährige Herschel Grynszpan, dessen Familie nach Polen deportiert worden war, in Paris ein verzweifeltes Attentat auf den deutschen Diplomaten Ernst vom Rath. Zwei Tage später erlag dieser seinen Verletzungen. „Die SA soll sich mal austoben“, so angeblich Hitlers Reaktion – und Goebbels gab diese Anweisung noch am selben Abend in einer Hetzrede an die Partei- und SA-Führung weiter. Die Untergebenen verstanden genau: Es sollten flächendeckende Demonstrationen und gewaltsame Aktionen organisiert werden, ohne dass die NSDAP nach außen als Urheberin auftrat. Mittels Telefonaten und Telegrammen organisierten sie im ganzen „Deutschen Reich“ den „spontanen Volkszorn“ – und das „Volk“ schloss sich den antisemitischen Ausschreitungen nur zu gerne an. Noch in den frühen Morgenstunden des 10. November wurden auch Polizei und SS eingeschaltet, um (v.a. wohlhabende – wie in unverhüllter Bereicherungsabsicht angeordnet) Juden zu verhaften, Wohnungen und Geschäfte zu beschlagnahmen und Synagogen und Bethäuser zu zerstören.

Das Pogrom, das in Wien mehrere Tage dauerte, war weder spontan noch einzigartig. Gerade in Wien reiht es sich in den dauernden Terror gegen Jüdinnen und Juden ein, der bereits seit dem sogenannten „Anschluss“ tobte. Anschläge auf Synagogen und Wohnhäuser, Gewalttaten gegen Einzelne, organisierte Verhaftungen von tausenden Personen und Deportationen – das alles gehörte bereits lange zum schrecklichen Alltag der Verfolgten. Die Berichte der Täter(innen) lassen die Reichweite und Brutalität des Antisemitismus erahnen. So berichtet etwa der Führer des SD-Unterabschnitts Wien über das Novemberpogrom: „Mitleid mit dem Los der Juden wurde fast nirgends laut und wo sich ein solches dennoch schüchtern an die Oberfläche wagte, wurde diesem von der Menge sofort energisch entgegengetreten, einige allzu große Judenfreunde wurden festgenommen.“

Die antisemitischen Ausschreitungen betrafen die ganze Stadt und viele weitere Orte im ganzen Land – im Gebiet des „Deutschen Reiches“ wurden alleine in den wenigen Tagen vom 7. bis zum 13. November etwa 400 Menschen ermordet oder in den Selbstmord getrieben. Ein Bericht über die Geschehnisse im Notarrest Kenyongasse 4 im 7. Wiener Gemeindebezirk spricht alleine für diesen Ort des Terrors von mindestens 27 Toten und 88 Schwerverletzten während des Novemberpogroms. NS-Dokumente lassen für Wien auf etwa 50 Selbstmorde und mehr als 6.500 Festnahmen schließen. Fast 4.000 verhaftete jüdische Männer wurden in das Konzentrationslager Dachau deportiert. In der Stadt wurden mehr als 4.000 Geschäfte geplündert, zerstört und dann gesperrt, an die 2.000 Wohnungen geraubt und 42 Synagogen und Bethäuser in Brand gesetzt. Ob in einem Bezirk viele Juden und Jüdinnen lebten oder nicht war für die Verfolgung unerheblich – und so wurden auch in Meidling Wohnungen und Geschäfte zur Zielscheibe. Auch hier glitzerten die Splitter zerschlagener Auslagenscheiben und ließen die Nazis höhnisch von „Reichskristallnacht“ sprechen.

Nach dem Novemberpogrom wurden Diskriminierung, Enteignung und Vertreibung systematisch fortgeführt und der jüdischen Bevölkerung endgültig die Existenzgrundlage entzogen. Noch am 12. November 1938 erfolgte das Verbot ein selbständiges kaufmännisches Unternehmen oder Handwerk zu betreiben und die Verpflichtung zur „Sühneleistung“ für das Pariser Attentat sowie die Beseitigung der Schäden des Pogroms. Am 3. Dezember folgte die Verordnung zur „Arisierung“ noch bestehender jüdischer Betriebe und zum Entzug von Grundbesitz, Geldvermögen und Wertpapieren. Im Februar 1939 mussten Wertgegenstände (Edelmetalle, Edelsteine, Perlen) abgeliefert werden und im April desselben Jahres verloren jüdische Mieter_innen jeden Schutz. Damit begann die Ghettoisierung der mittellos gewordenen jüdischen Bevölkerung, die schließlich mit den Deportationen in die Vernichtung endete. Das Novemberpogrom war ein grausamer Höhepunkt in der Geschichte antisemitischer Diskriminierung und Verfolgung, die lange vor 1938 ihren Anfang nahm und 1945 mitnichten beendet war.

Wir wollen mit unserem Rundgang daran erinnern, dass die Gewalttaten des Novemberpogroms hier stattfanden, in Wien, auf den Straßen, in den Wohnungen, Synagogen, Geschäften und öffentlichen Einrichtungen. Wir können lediglich auf einzelne Schicksale eingehen, doch hoffen wir, dass die Verfolgung durch den Bezug auf konkrete Orte ein wenig fassbarer wird – auch wenn das schiere Ausmaß dieser Verbindung von Systematik und Brutalität unfassbar bleibt.

1

Jüdisches Leben in Meidling

Eine allgemeine Geschichte über das jüdische Leben in Meidling wurde noch nicht geschrieben und es ist in der Tat schwierig einen roten Faden zu finden – außer vielleicht, das fehlende offizielle Gedenken. Es gab in Meidling weder eine Synagoge noch ein Bethaus und daher besuchte die jüdische Bevölkerung, vor allem aus dem Bezirksteil Gaudenzdorf, die Synagogen in der Storchengasse 21 oder in der Turnergasse 22, beide im heutigen 15. Bezirk gelegen. Allgemein gibt es viele Überschneidungen mit der jüdischen Geschichte des heutigen Nachbarbezirkes, speziell dem angrenzenden Sechshaus, denn die Organisationen der jüdischen Bevölkerung der Wiener Gemeindebezirke 12 bis 15 waren meist gemeinsame. In der Turnergasse 22

bestand seit 1872 eine große Synagoge, der Turnertempel, und in der Storchengasse ein mehrmals ausgebautes Bethaus, die Storchenschul. Außerdem waren zahlreiche Vereine in der Herklotzgasse 21 und in der Turnergasse 22 untergebracht.

Der heutige Bezirk Meidling setzt sich seit 1892 aus den ehemaligen Wiener Vorstädten Obermeidling, Untermeidling, Wilhelmsdorf, Gaudenzdorf, Altmansdorf und Hetzendorf zusammen. Das Zentrum jüdischen Lebens in den südwestlichen Vorstadtbezirken befand sich im 15. Bezirk – beide Gebiete haben aber gemeinsam, dass sie seit der Gründerzeit Arbeiter*Innenbezirke mit einem hohen Anteil an Kleingewerbe waren. Dem entsprachen auch die Lebensverhältnisse der jüdischen Bevölkerung, die zumindest in den 1860er- und 70er-Jahren im Meidlinger Nachbarbezirk in die Tausende ging. Während der Gründerzeit und im frühen 20. Jahrhundert waren Rudolfsheim, Fünfhaus und Meidling äußerst dicht besiedelt und gehörten zu den ärmsten Regionen Wiens. Andererseits entwickelte sich der Grüne Berg in der Nähe des kaiserlichen Schloss Schönbrunn zu einem vornehmen Villenort. So entstand 1830 auch das Tivoli, ein kurzlebiges berühmtes Vergnügungsetablisement.

Im Bereich dieser südwestlichen Vororte Wiens bildete sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine jüdische Gemeinde – in Fünfhaus gab es schon ab den 1840ern ein Bethaus. Vor dieser Zeit gibt es für Meidling nur vereinzelte Hinweise auf jüdische Einwohner*Innen: Etwa den Branntweinhersteller Jacob Juda Leitner, geboren 1745 in Bamberg oder jüdische Besucher*Innen des Meidlinger Kurbades, die anscheinend als Kund*Innen entdeckt wurden und denen koschere Küche angeboten wurde.

Die „Israelitische Cultusgemeinde Sechshaus“ umfasste um 1853 mit 527 Menschen unter anderen Gebieten auch Teile des heutigen Meidling: Das nördlich gelegene Gaudenzdorf sowie Ober- und Untermeidling. Die Kultusgemeinde Sechshaus war eigenständig, bis sie, wie auch einige andere jüdische Gemeinden, nach den Eingemeindungen der ehemaligen Wiener Vorstädte in den Jahren 1890/1892 in die Muttergemeinde einbezogen wurde. Anscheinend gab es den Versuch einer Abspaltung innerhalb der Gemeinde, die aber verhindert wurde: *Damals „beschäftigte den Vorstand [...] das Ansuchen mehrerer Glaubensgenossen an die politische Behörde in Meidling, eine ständige Bethaus-Filiale errichten zu dürfen. Der Vorstand legte bei der Behörde sein ganzes Gewicht ein, um die Errichtung zu verhindern, was ihm auch gelang.“*

Zur Bevölkerung lässt sich sagen, dass je länger eine Wohngegend in die moderne Stadtentwicklung einbezogen war, umso höher auch der Anteil der jüdischen Bevölkerung war – Gaudenzdorf und Untermeidling blieben hinterher und im damals noch sehr ländlichen Obermeidling waren 1853 noch gar keine Juden oder Jüdinnen verzeichnet. Die jüdische Bevölkerung siedelte sich tendenziell um Fabriken an, was zumindest teilweise die geringe Anzahl an Jüdinnen und Juden in den südlichen Gebieten Meidlings erklärt. Die jüdische Bevölkerung in Fünfhaus wuchs auch proportional viel schneller an als in Meidling: Bei einer Zählung im Jahr 1934 waren bei einer Gesamtbevölkerung von etwa 55.000 Menschen in Fünfhaus 4,7% jüdisch, und in Meidling bei einer etwa doppelt so hohen Bewohner*Innenzahl von 110.000 nur 2,3% mosaischen Glaubens.

1914 standen auf einer Liste von neun unter der Aufsicht des Wiener Rabbinate stehenden Betrieben auch zwei in Meidling: Es waren die Slibowitzerzeugungen E. Randon & A. Kempny in der Schönbrunnerstrasse 170 und Alfred Abeles in der

Gedenkrundgang in Meidling



- 1** Meidlinger Hauptstraße
Ecke Sechtergasse
Treffpunkt & Einleitung
- 2** Meidlinger Hauptstraße 45
„Arisierungen“ von Apotheken
- 3** Ignazgasse 29
Deportationen in das Ghetto Minsk und die Vernichtungsstätte Maly Trostinec
- 4** Meidlinger Hauptstraße 19
Anschlag auf Juweliergeschäft Futterweit
- 5** Ruckergasse 12
Zeitzeuginnenbericht Lotte Freiburger
- 6** Franz-Emmerich-Gasse 3
Zeitzeug_innenbericht Ella Schwarz & Ludwig Weisz

Arndtstrasse 38-40. Bis in die 1920er Jahre gab es in Meidling auch ein bemerkenswertes Hilfswerk für Jugendliche: Die Jüdischen Werkstätten zur Lehrlingsausbildung des Vereins Aguda in der Edelsinnstraße 20 (Anm.: wiederholt fälschlich als Edelsinn-gasse bezeichnet), ein weitläufiges Fabriksgebäude, mit einem Schlafsaal mit 150 Betten, Speisesaal, Bade- und Waschräumen, großen Werkstätten mit insgesamt 20.000 m² zum Schlossern, Tischlern, Tapezieren, Schustern, Schneidern, Kürschnern und Spenglern. Das erfolgreiche aber leider kurzlebige Projekt reihte sich in eine große Zahl von jüdisch-sozialen Einrichtungen in Wien ein. In einem Lobartikel über diese Initiative wird in einer jüdischen Zeitung aber auch indirekt auf die antisemitische Stimmung Bezug genommen: *„Von allem materiellen (sic!) Wert ganz abgesehen, ist auch der Umstand, daß das Märchen von der Arbeitsscheu der Juden aus der Welt geschaffen werde, hoch zu werten.“*

Außerdem ist mindestens ein antisemitischer Anschlag auf dieses Heim bekannt, über den die Zeitung „Der Israelit“ am 2. Oktober 1924 berichtet: *„Am 21. September um halb zwei Uhr früh brachen Hakenkreuzler in die in Meidling Edelsinn-gasse 5 (Anm.: richtig Edelsinn-gasse 20) befindlichen Jüdischen Lehrwerkstätten der Agudas Jisroel gewaltsam ein, bombardierten das Lehrlingspensionat mit Steinen, zertrümmerten sämtliche Fenster des Schlafsaales und brachten hierdurch den Zöglingen leichte Verletzungen bei. Den aus dem Schlaf geweckten älteren Lehrlingen gelang es mit Hilfe der telephonisch avisierten Polizei zwei der Rowdys festzunehmen.“*

Auch die zionistische Bewegung konnte zumindest im Kleinen auch in Meidling Fuß fassen. Die zionistische Bezirkssektion hatte 1934 ihren Sitz im Café Mariensäle, in der Sechshauserstrasse 34 und bot einen samstäglichen Hebräischkurs in der Herklotzgasse 21 an. Auch eine Sektion Meidling der WIZO (Women's International Zionist Organization) war aktiv und organisierte Veranstaltungen rund um das Thema Auswanderung nach Palästina.

Während des Novemberpogroms wurde auch in Meidling zerstört und geplündert. Zum Beispiel waren folgende Geschäfte in der Schönbrunner Straße von Plünderungen betroffen: Lederwarengeschäft des Josef Rispler, Wien XII, Schönbrunner Straße 186; Schnittwarengeschäft Feirer, Wien XII, Schönbrunner Straße; Wäsche- und Wirkwarengeschäft Wertheim, Wien XII, Schönbrunner Straße 199; und ein Geschäft eines jüdischen Brandweiners, Wien VII, Schönbrunner Straße. Auch über die Meidlinger Hauptstraße berichtet Robert Steiner: *„30-50 HJ-Kinder, mit Eisenstangen bewaffnet, gingen von jüdischem Geschäft zu jüdischem Geschäft und hauten die Firmenschilder zuerst kaputt, [um] dann mit großem Geschrei die Rollbalken aufzureißen, und gelang es, kam man sich vor wie unter Wilden, so ein Geschrei ertönte, dass es auch Kindern gelingt, wollten sie damit sagen.“*

Mitglieder der Meidlinger NSDAP waren auch an der Plünderung und Verwüstung der Synagoge in der Storchengasse beteiligt. Über die Ereignisse beim Wachzimmer in der Hufelandgasse 4 berichtet Robert Steiner ebenfalls: *„Ein[em] Militärauto, voll besetzt mit alten Juden, wird gerade von einem sehr jungen SS-Mann [in] Feldadju-tierung Folgendes kommandiert: ‚Herunterspringen vom Auto, es wird nichts weiter passieren, als dass ihr euch die Füße brechen könnt, das möchte aber schon gar nichts schaden.‘ Dann sah man alte Greise herunterspringen, konnten kaum mehr auf-*

Gertrude Pressburger – Gelebt, erlebt, überlebt

Gertrude Pressburger wurde am 11. Juli 1927 in Wien geboren und lebte mit ihren Eltern Gisela und Ernst und ihren beiden Brüdern Heinrich Peter (Heinzi) und Josef Ernst (Lumpi) ab 1930 in der Belghofergasse 34 in Wien-Meidling. Nach einem antisemitischen Attentat auf ihre Mutter zieht die Familie in einen Gemeindebau in die Wehlistraße.

Nach dem „Anschluss“ im März 1938 flüchtet die Familie Pressburger sechs Jahre lang quer durch Jugoslawien und Italien bis sie im März 1944 verhaftet und nach Auschwitz deportiert wird. Gisela, Heinzi und Lumpi werden sofort bei der Ankunft am 5. April 1944 „selektioniert“ und in die Gaskammer geschickt. Das Schicksal von Heinrich Pressburger ist bis heute nicht eindeutig geklärt. Laut dem Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes wurde er nach Gross-Rosen und später nach Buchenwald überstellt, wo er am 10. Februar 1945 ermordet wurde. Gertrude Pressburger selbst erzählt, dass ihr Vater von Auschwitz nach Sosonowitz verlegt wurde, dort aber nie angekommen sein soll: *„Das heißt für mich, dass der Papa irgendwo in einem polnischen Straßen-graben liegt. Vielleicht hat sich jemand ein Herz genommen und hat ihn verscharrt. Vielleicht haben ihn die Wölfe gefressen.“*

Gertrude Pressburger überlebte Auschwitz und kehrte nach zwei Jahren, die sie in Schweden verbrachte, im Mai 1947 nach Wien zurück. Jahrzehntelang hat sie geschwiegen. Wie einen „Stein in ihrer Brust“ trug ihre Vergangenheit in sich getragen: *„Ich konnte und wollte nicht erzählen.“* Die Rhetorik im Bundes-präsidentenwahlkampf 2016 hat sie so bestürzt, dass sie sich mit einer Videobotschaft zu Wort meldete, und bestärkte sie darin ihre Geschichte letztendlich doch aufzuschreiben: *„Ich bin nicht zurückgekommen, um dasselbe noch einmal zu erleben.“*

Die folgenden Ausschnitte sind der 2018 erschienen Autobiografie Gertrude Pressburger, Marlene Groihofer: Gelebt, erlebt, überlebt; Paul Zsolnay Verlag, entnommen.

Denn jetzt wird es lebensgefährlich

Heute müssen unsere Nachbarn von damals längst gestorben sein. Auch die, die meine Mutter fast umgebracht hätten. Ich kann mich noch genau erinnern: Meine Mama steht im Innenhof unseres Wohnhauses in der Belghofergasse und hängt die

stehen, wurden aber von den SS-Leuten rasch ins Wachzimmer hereingestoßen, die Leute, die das sahen, schüttelten den Kopf, und man hörte leise sagen: „Furchtbar!““

Ein bekannter jüdischer Meidlinger Name ist neben den in dieser Broschüre behandelten Personen noch Hermine Santrouschitz (Miep Gies), die als Kind zwischen 1909 und 1920 in Meidling in armen Verhältnissen lebte, bevor sie im Rahmen eines Hilfsprogramms für hungernde Kinder in den 1920er Jahren in die Niederlande geschickt wurde. Dort wurde sie zur wesentlichsten Helferin der Familie Frank und rettete das Tagebuch der Tochter Anne Frank. Im Jahr 2011 wurde der seit 2008 namenlose „Kabelwerkpark“ nach Miep Gies benannt. Außerdem wurde Emma Eckstein in Gaudenzdorf geboren, bekannte Publizistin, Frauenrechtlerin und Kinderbuchautorin.

Während der Bundespräsidentenwahlen 2016 erlangte zudem die Auschwitz-Überlebende Gertrude Pressburger als Frau Gertrude Bekanntheit. Wenige Tage vor der Stichwahl zwischen einem Grünen und einem rechtsextremen Kandidaten wurde ein 5-minütiges Video von ihr veröffentlicht, in dem sie aus eigener Erfahrung vor Hass und Ausgrenzung warnt und historische Parallelen zieht: „Das stört mich am allermeisten: Keine Achtung vor dem Anderen, das Niedrigste aus den Leuten herausholen, nicht das Anständige. Und das war schon einmal der Fall.“ Das Video wurde innerhalb von vier Tagen fast drei Millionen mal angeklickt.

Gertrude Pressburger wuchs in bescheidenen Verhältnissen in Meidling in der Belghofergasse 34 auf. Die Familie konvertierte zum Katholizismus, doch das schützte sie schon vor dem „Anschluss“ nicht vor antisemitischen Übergriffen. Ein solcher war der Grund warum die Familie sich entschloss, 1937 aus Meidling wegzuziehen: Ein_e Nachbar_in schleuderte eine gusseiserne Bratpfanne nach der Mutter. Sie zogen daraufhin in eine kleine Wiener Gemeindebauwohnung bei der Reichsbrücke. Nach einer misslungenen jahrelangen Flucht wurde die Familie nach Auschwitz deportiert. Ihre Mutter und ihre beiden Brüder wurden bei der Ankunft ermordet, der Vater starb am Transport zu einem anderen Lager.

Quellen:

- Michael Kofler, Judith Pühringer, Georg Traska: Das Dreieck meiner Kindheit. Eine jüdische Vorstadtgemeinde. Mandelbaum Verlag, Wien, 2008
- Der Israelit – Ein Centralorgan für das orthodoxe Judentum. Jahrgang 65, Nummer 40, 2. Oktober 1924
- Die Stimme – Jüdische Zeitung; diverse Ausgaben aus 1934 und 1936
- Die Wahrheit – Unabhängige Zeitschrift für Jüdische Interessen. Heft 19, 22.5.1914
- Jüdische Presse: Organ für die Interessen des orthodoxen Judentums. Nr. 37-38, 6.10.1922; Nr. 48, 22.12.1922
- Pogrom November 1938. Testimonies from the „Kristallnacht“. Report by Robert Steiner, Paris, regarding the November Pogrom in Vienna; <https://www.pogromnovember1938.co.uk/viewer/fulltext/93811/1/eng/>
- Wiener Stadt- und Landesarchiv: Bestand zum Volksgericht Wien 1945-1955
- Jüdische Zuwanderung nach Niederösterreich: http://www.juden-in-st-poelten.at/files/lind_juedzuwanderung.pdf
- Gertude Pressburger, Marlene Groihofer: Gelebt, erlebt, überlebt. Paul Zsolnay Verlag, Wien, 2018

Wäsche auf. Die Hemden vom Papa, die kleinen Söckchen meines Bruders, meine Kleider. Da schleudert aus einem oberen Stockwerk plötzlich jemand eine gusseiserne Pfanne in ihre Richtung. Zufällig löst sich in diesem Moment ein Wäschestück von der Leine. Meine Mutter bewegt sich ein Stück zur Seite, fängt es auf, damit es nicht zu Boden fällt, und befestigt es mit einer Wäscheklammer. Ganz knapp verfehlt die Pfanne ihren Kopf und landet im Gras, nur wenige Zentimeter von ihr entfernt. Schneeweiß ist sie im Gesicht, als sie zurück in die Wohnung kommt und erzählt, was passiert ist. Ein antisemitischer Anschlag im Jahr 1937. Ich weiß nicht, wer von unseren Nachbarn es war und ob meine Eltern es gewusst haben. Ich weiß nur, dass sie beschließen, dass wir umziehen: „Denn jetzt wird es lebensgefährlich.“

Schneewittchen geht man nicht suchen

Es gibt Straßen in Wien, die betrete ich nicht. Nie würde ich hinter dem Schloss Schönbrunn von der Altmannsdorfer Straße in die Belghofergasse abbiegen. Nie würde ich durch die Wehlstraße zur Donau spazieren. Ich schaffe es nicht. Heute bin ich sowieso zu schlecht zu Fuß dafür. Mein Rückgrat ist verschoben, die Nerven machen im Kreuz einen Bogen, und der Knochen drückt schmerzhaft darauf. Um ein Stück zu gehen, brauche ich meinen Rollator oder den Arm meiner Tochter, und bald muss ich mich wieder setzen. Aber auch früher war ich ganz bewusst nie dort. Seit siebzig Jahren meide ich die Orte meiner Kindheit in Wien. Von meinem Mann weiß ich, dass es die Absperrung nicht mehr gibt, durch die wir Kinder in der Wehlstraße immer zum Donauufer hinuntergeschlüpft sind. Ich weiß auch, dass am Khlesplatz vor meiner Volksschule schon lange kein Zirkus mehr gastiert, weil die Wiese weg ist und dort jetzt ein Haus steht. Aber ich kann unmöglich bis in unsere Straßen gehen, vor unseren Wohnhäusern stehen und mir denken, ja, da haben wir gelebt, mit Mama und Papa. Ein einziges Mal bin ich mit dem Auto durch die Belghofergasse gefahren. Durch die Scheiben habe ich die Fenster unserer Wohnung gesehen, jener Wohnung, in der wir gelebt haben, bis ich zehn Jahre alt war. Ausgestiegen bin ich nicht. Ich will nicht, dass Erinnerungen auftauchen. Und ich will niemandem begegnen. Unser Familienleben, das war einmal. Schneewittchen geht man nicht suchen.

„Arisierungen“ von Apotheken – Meidlinger Hauptstraße 45

Die Wiener jüdischen Apotheken um 1938

Schon während der Habsburger Monarchie wurde verhindert, dass Mitglieder der jüdischen Gemeinde den ApothekerInnenberuf ausübten. 1829 hatte Franz I. Jüdinnen und Juden das Apothekergewerbe untersagt. Diese Maßnahme wurde 1860 von Franz Joseph durch die Freigabe des pharmazeutischen Gewerbes und die folgende Gleichstellung aller StaatsbürgerInnen durch das Staatsgrundgesetz im Jahr 1867 aufgehoben. Zu der Zeit wanderten viele jüdische BürgerInnen aus anderen Regionen des Habsburger Reichs nach Wien: Sie kamen u.a. aus Galizien, der Bukowina, Bosnien und Böhmen. Infolgedessen stieg auch die Zahl von ApothekerInnen jüdischer Herkunft: Anfang des 20. Jahrhunderts machten sie etwa 10% der gesamten ApothekenbesitzerInnen in Wien aus.

Während der 1920er und 1930er Jahre breitete sich (auch) innerhalb pharmazeutischer Institutionen eine nationalistische und rassistische Stimmung aus. Ein Aufruf in der Pharmazeutischen Post aus dem Jahre 1924 lautete: „[...] eine Gruppe arischer Kollegen beabsichtigt, einen allgemeinen Pharmazeutenverein [...] auf national-arischer Grundlage zu gründen. Die Gründungsversammlung findet am 3. Juli 1924 im Gasthaus Hubertushof, Wien 6., Mariahilferstrasse statt [...]“. Zudem zeigten eine Reihe von Wiener ApothekerInnen oft Nähe zur NSDAP, auch während die Partei in Österreich gesetzlich verboten war.

Mit dem sogenannten Anschluss am 12. März 1938 wurden die Berufsverbände der österreichischen PharmazeutInnen aufgelöst und von der Deutschen Apothekerschaft übernommen. Dieser Prozess wurde sehr rasch durchgeführt. Schon am 17. März kam Reichsapothekenführer Pharmazierat und SA-Brigadeführer Albert Schmierer nach Wien um die Übernahme zu verwalten. Durch nationalsozialistische Gesetze wurde allen BürgerInnen jüdischer Herkunft, also allen laut nationalsozialistischer Begriffsbestimmung als Juden und Jüdinnen bezeichneten Personen, der ApothekerInnenberuf verboten. In kurzer Zeit begann auch die „Arisierung“ von Apotheken.

Zwischen Frühling und Sommer 1938 wurden jüdische ApothekerInnen gezwungen, ihre Apotheken an „Arisiere“ zu verkaufen. Damit begann auch die Beschlagnahmung und der Raub eines Großteils ihres Eigentums. Der SA-Obersturmbannführer Edwin Renner organisierte und überwachte den Enteignungsprozess: Kaufverträge wurden kontrolliert und die Kaufpreise von oben festgesetzt, um jüdischen BesitzerInnen keine Möglichkeit zu geben, einen Gewinn zu machen oder selbst nach AnkäuferInnen zu suchen.



Die Apotheke
„Zum Schutzengel“,
Meidlinger
Hauptstraße 45,
1934

„Arisierungen“ der Apotheken in Meidling

In Meidling wurden sechs Apotheken „arisiert“. Die Apotheke „Zur Maria Heil der Kranken“ in der Albrechtsberggasse 25, die sich im Besitz von Anna Citron befand, war schon am 1. April 1938 „in Arisierung“. Der „Ariseur“ Franz Berzl verlegte im folgenden Jahr die Apotheke in die Albrechtsberggasse 13 und übernahm damit die Räumlichkeiten eines ehemaligen Schuh- und Parfümladens, die der jüdische Besitzer des Betriebs, Josef Bruckmann, verlassen musste. Anna Citron, ihrem Sohn Karl und ihrer Tochter Margarethe, ebenfalls Apothekerin in Ausbildung, gelang es das Land zu verlassen und Zuflucht in New York zu finden.

Malvine Kirschen war seit 1933 Besitzerin und Konzessionärin der Apotheke „Zur Maria Lourdes“, Tivoligasse 34. Sie wurde im Juli 1938 mit der Drohung der Verschickung in ein Konzentrationslager von Edwin Renner gezwungen, ihre Apotheke an die Nationalsozialistin Ilsa Taschler zu verkaufen. Malvine flüchtete nach Ungarn und überlebte die Kriegsjahre dort unter falschem Namen.

Bei der Arisierung der „Schubert“ Apotheke in der Gierstergasse 5 musste der Besitzer Max Philipp alle Vorräte an Drogen, pharmazeutischen Produkten und Heilbehelfen sowie die ganze Einrichtung und sonstiges Inventar samt der Apothekerkonzession dem neuen Besitzer, Felix Porsche, überlassen.

Die Apotheke „Am Fuchsenfeld“, Längenfeldgasse 31, besaß Isidor Senz seit der

Gründung im Jahr 1933. Am 8. November 1938 erhielt der „Ariseur“ Ferdinand Thoman die Konzession und übernahm den Betrieb. Isidor Senz und seine Frau Maria Felicia Senz wurden am 20. Mai 1942 nach Maly Trostinec deportiert und dort sechs Tage später ermordet. Der Sohn Wilhelm konnte 1939 nach Großbritannien fliehen, wo er selbst als Apotheker tätig wurde.

Die Apotheke „Zum Heiligen Josef“ in der Schönbrunnerstraße 182 gehörte seit 1929 Hans Löwy. Der Betrieb wurde im Sommer 1938 „arisiert“ und der Besitzer im Konzentrationslager Dachau interniert, um alle denkbaren Widerstandsaktionen zu verunmöglichen. Nach der Bezahlung einer vorgeschriebenen Summe und der Zurücklegung der Apothekenkonzession wurde er aus der Haft entlassen. 1939 verließ er das Land und floh in die USA.

Die Apotheke „Zum Schutzengel“ – Meidlinger Hauptstraße 45

1900 wurde die Apotheke unter der Leitung von Josef Wurzer eröffnet. Später kam sie in Besitz von Heinrich und Julius Sternberg, bevor sie 1924 von Marco Birnholz übernommen wurde.

Birnholz wurde 1885 in Galizien geboren. 1905 zog er nach Wien, wo er sein Studium abschloss und danach als Militär-apotheker zu arbeiten begann. Während des ersten Weltkriegs wurde er an der russischen Front gefangen und kam in ein Lager in Sibirien, wo er sich um seine Mitgefangenen medizinisch kümmerte. 1923 heiratete er Alice Grünbaum, 1924 konnte er die Apotheke „Zum Schutzengel“ erwerben und ein Jahr später wurde die Tochter Ruth geboren.

Nach dem Einmarsch der NationalsozialistInnen in Österreich durfte Marco Birnholz seine Apotheke nicht mehr betreiben: sie wurde ab Juli 1938 unter die Leitung des künftigen „Ariseurs“ Rudolf Huber gestellt. Am 29. September musste Birnholz die Konzession zurücklegen und Huber übernahm den Betrieb. Kurz nach der „Arisierung“ der Apotheke wurde auch Birnholz' Buch- und Exlibris-Sammlung beschlagnahmt, die zum Großteil in die Österreichische Nationalbibliothek kam. Am 10. November 1938 wurde das Haus der Familie Birnholz im 14. Bezirk angegriffen und Schmuck und Sparbücher gestohlen. Die Tochter Ruth konnte mit einem Kindertransport nach England in Sicherheit gebracht werden. Marco wurde verhaftet, konnte aber schließlich im Jahr 1939 mit seiner Frau Alice und Ruth über London nach New York fliehen.

Quellen:

- Adunka, E. 2002. Der Raub der Bücher: Plünderung in der NS-Zeit und Restitution nach 1945 Czernin Verlag, Wien
- Bezirk Meidling, 1996. Heft 43/44: Apotheken, Blätter des Bezirksmuseums
- Bezirk Meidling, 2000. Heft 51: Exlibris, Blätter des Bezirksmuseums
- Fehringer A. und Kögler, L. 2008. Die Pharmazeutische Gehaltkasse für Österreich von 1908 bis 1948. Forschungsprojekt zum 100-jährigen Jubiläum der Pharmazeutischen Gehaltkasse für Österreich
- Hacker, M. 2018. Ex-Libris: The Movie <http://exlibrismovie.com>
- Mulholland, M. 1993. Die Exlibris Sammlung Marco Birnholz. Österreichisches Jahrbuch für Exlibris und Gebrauchsgrafik
- Zanziger B. 2013. „Arisierung“ und Restitution der Wiener Apotheken“ Diplomarbeit Universität Wien

Die Birnholz Exlibris-Sammlung

Das Exlibris gehört zur langen Tradition der Gebrauchsgraphik. Die kleinformatischen Graphiken, die in den Umschlag von Büchern geklebt werden, zeigen an, wem das Buch gehört. Im Mittelpunkt steht allerdings die künstlerische Gestaltung. Exlibris entwickelte sich schon ab dem späten Mittelalter und wurden allmählich zu einer eigenen Art von graphischer Kunst, oft aber nur in Kreisen von SpezialistInnen bekannt und geschätzt – Marco Birnholz war ohne Zweifel einer von ihnen.

Marco Birnholz war Mitglied der Österreichischen Exlibris-Gesellschaft, so wie vieler anderer internationaler Exlibris Vereine, u.a. aus Deutschland, den USA und Japan. Seine private Sammlung bestand aus österreichischen, deutschen und niederländischen Blättern vom Ende des 19. Jahrhunderts sowie aus einigen Exemplaren aus England und Amerika, die aus dem 18. bis Anfang des 20. Jahrhunderts stammen. Er war nicht nur Sammler, sondern auch Auftraggeber: er ließ zahlreiche Exlibris-Stücke für sich und seine Familie anfertigen. Die Zeichnungen wurden von verschiedenen KünstlerInnen bearbeitet, jedes Mal mit unterschiedlichen Themen, zum Teil auch als Erinnerung an diverse Anlässe. Der Exlibris Besteller übermittelte der beauftragten Künstlerin oder dem Künstler seine Idee, daraufhin wurden verschiedene Entwürfe entwickelt, die dann dem Auftraggeber präsentiert wurden, der den Passenden auswählen konnte. Die Themen sind deswegen sehr vielfältig und entsprechen Interessen, Beruf und Lebensgeschichte der bestellenden Person. Viele der persönlichen Exlibris von Marco Birnholz stellten die medizinische Welt und den ApothekerInnenberuf dar, außerdem familiäre Themen und Lebensereignisse – wie die Zeit als Militär-apotheker im ersten Weltkrieg oder den Geburtstag der Tochter Ruth. Andere beschäftigten sich mit jüdischen Motiven, mit Natur und Tieren, der Stadt Wien oder zeigten erotische Motive.



Die Sammlung, die aus mehr als 25.000 Exlibris Blättern und 2.000 Büchern bestand, wurde von der Gestapo prompt beschlagnahmt und im Jahr 1939 in die Österreichische Nationalbibliothek (ÖNB) überwiesen. Viele geraubte Privatbibliotheken und Sammlungen kamen zu dieser Zeit in die ÖNB, die von Generaldirektor Paul Heigl verwaltet wurde. Heigl war seit 1933 Mitglied der NSDAP, wurde später SS-Truppenführer und nahm 1934 am Juliputsch teil. Bis zu jenem Jahr hatte er als Staatsbibliothekar bei der Universitätsbibliothek in Wien gearbeitet, zog aber 1935 nach einem Jahr Haft im Anhaltelager Wöllersdorf nach Deutschland. Dort war er wieder als Bibliothekar in Greifswald und der Preussischen Staatsbibliothek tätig. In März 1938 wurde er mit der Leitung der Österreichischen Nationalbibliothek beauftragt. Heigl spielte eine wichtige Rolle in der „Einströmung“ von privaten Buchsammlungen in die ÖNB und konfiszierte Bibliotheken verschiedener Institutionen. Wie genau diese Verfahren zwischen Behörden, Gestapo und ÖNB abliefen, ist oft unklar – es fehlen Unterlagen ebenso wie Unterschriften der ursprünglichen BesitzerInnen. Diese Art konfiszierter Güter wurde der Nationalbibliothek nicht nur zur eigenen Verwendung, sondern auch zur Weitergabe an andere Institutionen übergeben. Deswegen wurden viele der Sammlungen nicht vollständig erhalten und zum Teil mit anderen InteressentInnen getauscht.

Nach 1945 war die Restitution dieser Sammlungen auch deshalb ein langwieriger Prozess, der oft nur durch das Engagement und Interesse der Überlebenden und ihrer Familien ins Rollen gebracht wurde, die teilweise selbst bei der Suche nach den Büchern mithelfen mussten. 1947 nahm Marcos Schwester Freda Kontakt mit der Nationalbibliothek auf und war selbst vor Ort, wo sie feststellen musste, wie zerstreut und unvollständig die Sammlung ihres Bruders geworden war. Im Jahr 1950 wurde, dank der Intervention des Außenministeriums der Vereinigte Staaten, Marco Birnholz und seiner Familie die Sammlung zurückgegeben. Allerdings fehlten 200 Blätter Exlibris und 1.500 Bücher. Marco war trotzdem glücklich, seine geliebte Sammlung zurück bekommen zu können. Er starb 1965 in Brooklyn.

Die Exlibris Sammlung blieb weiter in seiner Familie und wirkt wie eine Biographie in Bildern und Tinte, in der seine und ihre Geschichte dargestellt wird. Marcos Tochter, die Kostümdesignerin Ruth Morley, beauftragte 1988 die Kunsthistorikerin Murgo Mulholland, die Sammlung aufzuarbeiten und zu kuratieren. In späteren Jahre beschäftigte sich auch Ruths Tochter, die Regisseurin Melissa Hacker, mit der Geschichte ihrer Familie und der Sammlung ihres Großvaters. Ihr letztes Werk ist der Animation Dokumentarfilm Ex-Libris: The Movie (2018), der das Leben von Marco, Alice und Ruth durch die Exlibris Zeichnungen erzählt.

3

Deportationen in das Ghetto Minsk und die Vernichtungsstätte Maly Trostinec – Ignazgasse 29

Diesem Beitrag sei eine Widmung von Waltraud Barton vorangestellt:

*Für
Berthold Altgenstein,
der die niedrigste Nummer im ersten Transport am 28.11.1941 hatte und
Ziwie Messer,
die die höchste Nummer im letzten Transport am 5.10.1942 erhielt,
Therese Füchsel,
die mit 86 Jahren das älteste und
Gerson Schwarz,
der mit 7 Wochen das jüngste Opfer war*

Die Geschichte des Hauses Ignazgasse 29 und seiner Bewohner_innen wirft viele Fragen auf. Laut Datenbank des Dokumentationsarchivs des Österreichischen Widerstandes wurden aus diesem Haus 25 Personen in die nationalsozialistischen Vernichtungsstätten deportiert. Die meisten von ihnen mit dem sogenannten Transport 12 in das Ghetto Minsk, das für viele zur Durchgangsstation auf dem Weg zur Vernichtungsstätte Maly Trostinec wurde. Das Haus Ignazgasse 29 – heute steht hier ein Neubau – ist für uns daher ein Anlass, die Geschichte dieses wenig bekannten Ortes des nationalsozialistischen Massenmords zu beleuchten.

Aus Weißrussland sind unglaublich viele Menschen in Minsk/Maly Trostinec ermordet worden: Jüdinnen und Juden, Partisan_innen, Kriegsgefangene, Kommunist_innen, willkürlich herausgegriffene Menschen – zwischen 40.000 und 180.000. Die Opferezahlen sind so umstritten, weil es so gut wie keine Aufzeichnungen gibt.

Aus dem deutschen Reich (dem „Altreich“ und der „Ostmark“) sowie aus dem „Protektorat Böhmen und Mähren“ gibt es hingegen Deportationslisten, daher ist bekannt, dass von dort etwa 22.000 als jüdisch verfolgte Frauen, Männer und Kinder nach Minsk bzw. Maly Trostinec deportiert und an diesen Orten ermordet wurden. Zwischen November 1941 und Oktober 1942 wurden alleine aus Wien mehr als 10.000 Menschen, in zehn Deportationszügen, vom Aspangbahnhof in das „Reichskommissariat Ostland“ („Generalsbezirk Weissruthenien“) deportiert und ermordet. Die Angaben zur

Zahl der Überlebenden schwanken zwischen 11 und 17. An keinem anderen Vernichtungsort sind so viele Jüdinnen und Juden aus Österreich Opfer der Shoah geworden.

Das Minsker Ghetto war am 19. Juli 1941 im Zentrum der Stadt errichtet worden. Es umfasste 40 Straßen, in denen jedem_r Gefangenen durchschnittlich 1,2 – 1,5 m² Wohnfläche zur Verfügung standen – Kinder nicht eingerechnet. Von den etwa 60.000 verschleppten Jüdinnen und Juden aus Weißrussland, die hier eingesperrt waren, wurden bereits im August 1941 zumindest 900 Personen erschossen. Vom 9. bis 20. November wurden 6.000 bis 10.000 Menschen während einer Großaktion ermordet, um Platz für die Deportierten aus dem „Altreich“ und der „Ostmark“ zu schaffen. Die Überlebende Maja Lewina-Krapina, damals ein Kind, berichtet über die Mordaktionen im Minsker Ghetto:

„Bei dem ersten Pogrom kam ein großer Teil der Ghettobevölkerung ums Leben. Und daher haben sich unsere Juden überlegt, wie sie es schaffen würden, überleben zu können. Im Ghetto waren wir ja sozusagen zum Tode verurteilt, nicht nur wegen des Hungers und der Kälte, sondern auch wegen der Erschießungen, der Pogrome. Deshalb musste man im Ghetto einen Unterschlupf haben. (...) Also, man hat solche Unterschlupfgruben gegraben – Malina genannt. Und dann haben wir noch im Schrank ein Loch gehabt, um in die Grube zu gelangen. Und während der Pogrome sind wir durch den Schrank in diese Löcher und haben uns dort versteckt.“¹

Als der erste Transport aus Wien am 28. November 1941 in das etwa 1.300 Kilometer entfernte Minsk abfuhr, war es nicht mehr möglich, Personen vom Aufruf zur Deportation kurzfristig zurückstellen zu lassen, wie es bei den früheren Transporten noch teilweise der Fall gewesen war. Deportiert wurde auch, wer krank oder alt war oder eine Behinderung hatte. Auswanderungspapiere besaßen nun keinen Wert mehr, denn das Reichssicherheitshauptamt hatte Jüdinnen und Juden die Ausreise im Oktober verboten.

Dieser erste Transport mit der Nummer 12 hatte als einziger der zehn Transporte nicht Maly Trostinec zum Ziel, sondern ging zuerst in das Minsker Ghetto. Unter den ca. 1.000 Deportierten befanden sich etwa 55 Bewohner_innen des 12. Bezirks, die aus der Meidlinger Hauptstraße 27 und 37, der Gierstergasse 13, der Bethlengasse 2, der Druckergasse 25, der Wilhelmstraße 39 und der Ignazgasse 29 verschleppt wurden. Der 28. November 1941 war ein Freitag, der Transport traf nach acht Tagen, am Freitag dem 5. Dezember in Minsk ein. Nach einer Woche ohne ausreichende Nahrung und Trinkwasser, wurden die 1.001 Menschen erst am folgenden Montag in das Ghetto verschleppt, weil sich die Wachmannschaften weigerten, dies am Wochenende zu tun.²

Im Ghetto entstand ein separierter Bereich, das „Sonderlager“, für jene Menschen, die im Zuge der „Aktion Reinhardt“ aus dem Westen deportiert worden waren – unter ihnen auch die am 28. November 1941 deportierten Wiener Jüdinnen und Juden.

Im Mai 1942 wurde auf dem Gelände der elf Kilometer von Minsk entfernt gelegenen ehemaligen Kolchose „Karl Marx“ ein Vernichtungsort mit angrenzendem Arbeitslager errichtet. Im nationalsozialistischem Jargon, ein „Landgut.“ Den Gefangenen des Arbeitslagers wurde erzählt, dass es andere „Mustergüter“ in der näheren Umgebung gebe, in die Menschen verbracht werden würden.



Jüdische Zwangsarbeiter_innen am Hauptbahnhof Minsk im Winter 1941/42.

Es existieren nur vier Berichte von Überlebenden aus Maly Trostinec. Ein unbekannter Überlebender aus Wien gab nach seiner Befreiung zu Protokoll: „Von Zeit zu Zeit wurden aus unserem Lager Leute ins ‚Krankenhaus‘ geschickt, bald Arbeiter auf andere ‚Güter‘. So wurde die Zahl der Lagerinsassen auf ca. 470 Juden und ca. 200 Russen herabgesetzt. (...) Inzwischen hatten wir erfahren, dass es keine anderen ‚Güter‘ in der Umgebung von Minsk gibt (...).“

Die Menschen aus den Deportationstransporten, die ab Mai 1942 direkt nach Maly Trostinec fuhren, aus dem Minsker Ghetto und aus weiteren nahegelegenen Ghettos, wurden unmittelbar nach ihrer Ankunft im Wald Blagowschtschina erschossen oder in Gaswagen ermordet. Hier wurden 34 Gruben ausgehoben, in denen die Opfer verscharrt wurden. Männer des „Sonderkommandos 1005-Mitte“ begannen am 27. Oktober 1943, eine Woche nach der Ermordung der letzten Gefangenen des Ghettos Minsk, mit der Beseitigung der Spuren im Wald von Blagowschtschina. Die zunächst zu den Exhumierungsarbeiten vorgesehenen 100 jungen jüdischen Männer ließ der Kommandoführer Arthur Harder in zwei Gaswagen ermorden und durch 100 russische Gefangene ersetzen.

Die Rote Armee befreite Minsk am 3. Juli 1944.

Dass Maly Trostinec zu den vergessenen Vernichtungsstätten der Shoah zählt, liegt vor allem an der mörderischen Effizienz, mit der die Tötungsmaschinerie arbeitete. Wer dorthin deportiert wurde, wurde fast immer sofort ermordet. Kaum ein_e Überlebende_r konnte nach dem Krieg Zeugnis ablegen.

Umso bewegender war es, im Zuge der Recherche, auf drei Überlebende zu stoßen, die mit dem ersten Transport aus der Ignazgasse 29 nach Minsk deportiert wurden: Melanie Kumpe, geboren am 16.06.1885, Tusnelda Trausel, geboren am 21.03.1894 und Ferdinand Trausel jun., geboren am 31.05.1895. Außer den Geburtsdaten und den Adressen ist wenig über die drei Geschwister bekannt. Tusnelda Trausel arbeitete möglicherweise als Sekretärin, ihr Bruder war bei der Bahn beschäftigt. Von Melanie Kumpe ist dokumentiert, dass sie verwitwet war. Wie die drei überleben konnten, ob sie in das Ghetto von Riga weiter deportiert wurden, ob sie zusammen waren oder, zeitweise, getrennt und wo sie schließlich befreit wurden, entzieht sich unserer Kenntnis. Bekannt ist nur, dass sie letztlich nach Wien zurückgekehrt sind, sie starben in den späten 1960ern und 70er im hohen Alter und liegen in einem Familiengrab auf dem Zentralfriedhof begraben.

Von Seiten des offiziellen Österreichs gibt es immer noch keine Gedenkstätte in Maly Trostinec. Die ersten Bemühungen darum gingen in Österreich vom Verein „IM-MER Initiative Malvine – Maly Trostinec erinnern“ aus. Am 13. Oktober 2016 beschloss der österreichische Nationalrat einstimmig einen Initiativantrag, der die Bundesregierung zur Umsetzung und Finanzierung eines würdigen Denkmals auffordert. Die Umsetzung blieb aus und liegt nun bei der ÖVP-FPÖ Regierung. Bei der Einweihung des Mahnmals „Der Weg des Todes“, im Wald von Blagowschtschina, am 29. Juni 2018, waren zwar mit Alexander van der Bellen und Heinz Fischer zwei (ehemalige) Bundespräsidenten vertreten, aber kein Mitglied der Bundesregierung.

Auch in der Ignazgasse 29 findet sich kein Zeichen der Erinnerung für die von hier aus Deportierten und Ermordeten. Die Geschichte des Hauses liegt ebenfalls im Dunkeln. Die hohe Zahl der Deportierten legt nahe, dass es sich um ein lokales Sammelager handelte – bestätigt ließ sich diese Vermutung jedoch nicht.

Auch über die individuellen Schicksale wissen wir wenig. Meist nur wann und in welche Lager die Menschen deportiert und zum Teil wann sie ermordet wurden. In manchen Fällen lassen Familiennamen und Geburtsdaten Verwandtschaftsverhältnis-

se vermuten: so wurde die dreiköpfige Familie Flaschner mit ihrem damals 18-jährigen Sohn nach Lagów/Opatów verschleppt. Von 997 Juden und Jüdinnen, die am 12. März 1941 vom Aspangbahnhof nach Opatów und Lagów, zwei Kleinstädte östlich von Kielce, deportiert wurden, konnten nur elf Überlebende festgestellt werden.

Sechs Mitglieder einer Familie Tuchfeld, von denen wir nichts außer den Deportationsdaten kennen, lebten ebenfalls in der Ignazgasse 29, fast alle wurden 1942 nach Minsk und Opole deportiert, nur bei Herbert Tuchfeld-Herz sind Sterbedatum und -ort mit 12.10.1941 Zasavica bei Sabac angeführt. Das lässt vermuten, dass Herbert Tuchfeld-Herz mit dem sogenannten Kladovo-Transport³, der am 29. November 1938 Wien in Richtung Palästina verließ, zu flüchten versuchte. Aufgrund des frühen Zufrierens der Donau mussten die Flüchtlinge im jugoslawischen Hafen von Kladovo überwinteren. 1940 warteten sie vergeblich auf ein Hochseeschiff für die Weiterfahrt, sie mussten in den Hafen von Šabac an der Save übersiedeln, wo sie 1941 von den Nationalsozialist_innen eingeholt und fast alle ermordet wurden.

Deportationen aus der Kollmayergasse

Die Kollmayergasse ist ein kurzes Gässchen, das die Schönbrunner Straße mit der Arndtstraße verbindet. Eine Zusatztafel am Straßenschild informiert darüber, dass sie nach Friedrich Kollmayer, 1847/48 Ortsrichter und ehemaliger Bürgermeister von Gaudenzdorf, benannt ist. Gaudenzdorf wurde zwar 1819 von Unter-Meidling abgetrennt und konstituierte sich als selbstständige Gemeinde, wurde aber 1892 im Rahmen der Eingemeindung der Wiener Vororte dem neuen 12. Wiener Gemeindebezirk Meidling zugeordnet. 1905 trennte man den nördlich des Wienflusses gelegenen und bis an die Diefenbachgasse reichenden Ortsteil Neu-Gaudenzdorf ab und schlug ihn dem damaligen 14. Bezirk (heute 15. Bezirk) zu, wodurch ungefähr 20% der Fläche an Sechshaus verlorengingen. Diese Umstrukturierung mag auch eine Erklärung dafür sein, dass die jüdische Bevölkerung aus dieser Gegend nach wie vor die Synagoge in der Turnergasse 22 im 15. Bezirk besuchte.

Wie viele Jüdinnen und Juden 1938 in der Kollmayergasse wohnten wissen wir nicht, aber in der Datenbank des Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes finden sich die Namen von 17 Menschen, die aus der Kollmayergasse von den Hausnummern 15 und 19 deportiert und ermordet wurden – die meisten am 19.02.1941 nach Kielce, andere am 09.04.1942 nach Izbica und am 06.05.1942 nach Maly Trostinec.

Das einstöckige Haus in der Kollmayergasse 15, in dem sich 2 Geschäftlokale und nur 4 Wohnungen befanden, gehörte seit 1925 einem Simon Schild. Dessen Witwe Josefa (Josefine) Schild (geb. Kaupy) wohnte mit ihrer Tochter

Fußnoten:

- 1 Im Minsker Ghetto entstand bald eine Widerstandsorganisation, die ihre primäre Aufgabe darin sah, Leben zu retten und die Flucht aus dem Ghetto zu ermöglichen.
- 2 Eine generelle Praxis, die viele der Transporte betraf. Im Transport vom 20. Mai 1942 (Nummer 22), blieben die Deportierten nicht zwei, sondern sogar drei Tage auf engstem Raum in den Waggons ohne Wasser und Nahrung eingesperrt, weil zu Pfingsten auch am Montag wegen der Feiertagsruhe nicht gearbeitet wurde.
- 3 Gescheiterte Flucht – Die Tragödie des “Kladovo-Transportes”. In Broschüre zum Antifaschistischen Gedenkrundgang am 10.11.2016 in Wien 3. Bezirk, Landstraße

Quellen:

- Maly-Trostinec – Das Totenbuch. Den Toten ihre Namen geben, Waltraud Barton (Hg.), Wien-Ohlsdorf, 2015
- Ermordet in Maly Trostinec. Die österreichischen Opfer der Shoa in Weißrussland, Waltraud Barton, IM-MER (Hg.), Wien 2012
- Erinnerungsorte in Bewegung. Zur Neugestaltung des Gedenkens an Orten Nationalsozialistischer Verbrechen, Daniela Allmeier, Inge Manka, Peter Mörtenböck, Rudolf Scheuvs (Hg.), Bielefeld 2016
- DÖW – Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes

Helene auch 1938 noch in dem Haus und betrieb dort ein Drechslergewerbe – beide wurden am 09.04.1942 nach Izbica deportiert und ermordet. Josefas Bruder, Gustav Kaupy, und seine Frau Hedwig wurden aus der Kollmayergasse 19 nach Kielce und deren Sohn Ernst ebenfalls aus der Kollmayergasse 15 nach Modliborzyce im Distikt Lublin deportiert.

Zwischen dem 9. April und dem 5. Juni 1942 gingen insgesamt vier Deportationstransporte mit 4.000 jüdischen Männern, Frauen und Kindern vom Wiener Aspangbahnhof nach Izbica ab. Niemand von diesen Deportierten hat überlebt. Von den 1.004 Jüdinnen und Juden, die am 19. Februar 1941 ebenfalls vom Wiener Aspangbahnhof nach Kielce deportiert wurden sind nur 18 Überlebende bekannt.

Unter den nach Maly Trostinec Deportierten ist auch ein Lepold Schafranek mit letzter Wohnadresse Wien 12., Kollmayergasse 15/2 angeführt. Ein Leopold Schafranek war der letzte Obmann des "Israelitischen Hilfsvereins Maskil el dol für die westlichen Bezirke Wiens" und des Jüdisch Humanitären Vereins "Lainz", beide mit Sitz in der Turnergass 22 im 15. Bezirk. Dieser Leopold Schafranek wohnte bis 1938 in Wien 12., Fockygasse 16 und war laut Adolph Lehmann's allgemeinem Wohnungs-Anzeiger Arzt. Ziemlich sicher handelt es sich um ein und denselben Leopold Schafranek und seine Deportation aus der Kollmayergasse 15/2 legt nahe, dass seine Wohnung „arisiert“ wurde und er zwangsweise dorthin übersiedeln musste – von der Türnummer 2 wurden insgesamt 8 Personen deportiert und ermordet.

Nebst Mitbesitzer_innen war der Eigentümer des ebenfalls einstöckigen Hauses in der Kollmayergasse 19 seit 1915 ein Hugo Österreicher. Es hatte im Erdgeschoss ein Geschäftslokal und insgesamt nur 4 Wohnungen. 1938 ist in den Wiener Adressbüchern in der Kollmayergasse 19 ein H. Österreicher (Ob. Siebenbrunn) und ein M. Österreicher, Privat angeführt, außerdem ein/e Th. Winternitz, Altgummi. Von dieser Adresse wurden insgesamt sechs Personen deportiert, am 20.10.1939 ein Max Österreicher nach Nisko und am 19.02.1941 Kamilla Österreicher mit ihrer 20-jährigen Tochter Ilse nach Kielce sowie Gisela Winternitz am 09.04.1942 nach Izbica und das Ehepaar Kaupy nach Kielce.

Über die Schicksale der aus der Kollmayergasse deportierten und ermordeten Jüdinnen und Juden ist uns nichts bekannt. Während das einstöckige Haus in der Kollmayergasse 15 einer modernen Wohnbauanlage weichen musste, steht das in der Kollmayergasse 19 noch. An beiden Orten erinnert nichts (mehr) an deren ehemaligen Bewohner_innen, die von den Nationalsozialist_innen ermordet wurden. Wir möchten diese Leerstelle im Gedenken aufzeigen und dazu anstoßen, über die Opfer der Shoah und die Orte der Verbrechen in Meidling zu recherchieren, damit diese NIEMALS VERGESSEN werden.

Quellen:

- DÖW – Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes
- Geschichte WIKI Wien: Synagoge der Israelitischen Kultusgemeinde 15, Turnergasse 22
- Adolph Lehmann's allgemeiner Wohnungs-Anzeiger

4

Anschlag auf das Juwelergeschäft Futterweit – Meidlinger Hauptstrasse 19

Am 12. Juni 1933 wurde der 35-jährige Norbert Futterweit (geb. 30.11.1898) Ziel eines antisemitischen Sprengstoffanschlags. Um kurz nach 10h war Futterweit, gemeinsam mit einer Verkäuferin in seinem Juwelergeschäft in der Meidlinger Hauptstraße 19, als der arbeitslose Kellner Josef Krcil/Crcil/Kreil (alias Martin Graf), Angehöriger der SA, ein braunes Paket in das Geschäft warf. Es explodierte als Futterweit es nach draußen bringen wollte. Futterweit war sofort tot, die Verkäuferin und fünf weitere Passant*Innen wurden teilweise schwer verletzt. Einer von ihnen, ein zufälliger Passant, der 63-jährige Johann Hodik sen. (Hottich, Kolik, Kolig), erlag am Weg ins Krankenhaus seinen Verletzungen.

Der Anschlag dürfte von Max Grillmayer geplant worden sein (SS-Standarte 11), Organisator von mehreren NS-Terroranschlägen in Österreich, zum Beispiel auf das Warenhaus Gerngross. Der Buchbindergehilfe Johann Teuer fungierte als Aufpasser. Franz Bedenik, ein Zuckerbäckergehilfe, und Gustav Riegler, ein Vertreter, legten zeitgleich in der Schönbrunner Schloßstrasse eine Bombe, die aber von Passant*Innen rechtzeitig erkannt wurde. Alle vier Täter waren Mitglieder der SA.

Bereits zwei Monate zuvor hatten Nationalsozialisten eine Stinkbombe in das Geschäft geworfen, das Futterweit sieben Jahre lang betrieb, und den Eingang mehrfach mit Zetteln „Kauft nicht bei Juden!“ beklebt. Der Anschlag war kein Einzelfall. Anders jedoch als in den Monaten zuvor, gab es nach dem Anschlag auf Futterweit keine „Feuerpause“; die Terrorakte gingen sofort weiter. Am Tag des tödlichen Anschlags auf Futterweit kam es zu zahlreichen abgestimmten Aktionen in Wien und ganz Österreich, alleine 14 Anschläge nur in Wien. Zwei Männer versuchten im Café Produktenbörse in der Taborstraße verbissen, eine aus einem kleinen Koffer ragende Zündschnur in Brand zu setzen, bevor sie schließlich das Weite suchten. Der zurückgelassene Koffer enthielt mehrere Kilogramm brennenden Sprengstoff. Am selben Montagvormittag sammelten sich Studierende an der Universität Wien, unter die sich bald SA-Leute mischten – „die Reitpeitschen in den Stiefelschäften“, wie ein Berichterstatter des „Kleinen Blatts“ beobachtete. Sie inszenierten Krawalle im Bereich der Ringstraße, vor dem Rathaus und der Inneren Stadt. Zahlreiche jüdische Geschäfte waren wie üblich von Übergriffen betroffen. Tränengasbomben und faule Eier wurden in Geschäfte geworfen, Fenster von Zeitungen, etwa vom „Neuen Wiener Tagblatt“ und „Der Tag“, wurden eingeschla-

Das zerstörte Geschäftslokal des Juweliers Futterweit im Juni 1933.



gen. In der Nacht auf Dienstag explodierte dann eine Bombe in einem auf billige Gebrauchsartikel spezialisierten Warenhaus („Haus aller Kleinigkeiten“) in der Favoritenstraße im 4. Bezirk. Das Geschäft wurde fast vollständig demoliert. Es war seit längerem wiederholt mit antisemitischen Parolen beschmiert worden. Am folgenden Mittwoch beschossen Nationalsozialisten in der Hernalser Hauptstraße drei Heimwehrlaute, wobei einer getötet wurde. Hinter der Anschlagserie standen, je nach Quelle, die SS oder die SA. Außerhalb von Wien gab es in den folgenden Tagen Barrikaden an der Grazer Universität, insgesamt fünf Anschläge in der Steiermark, vier in Kärnten, drei in Salzburg und zwei in Tirol, davon einer mit Handgranaten.

Der Zeitpunkt wurde gewählt, da in London die Weltwirtschaftskonferenz stattfand, an der auch Engelbert Dollfuß teilnahm: Die Nazis wollten dies nutzen um die Regierung zu blamieren und um auch im Ausland Stimmung zu machen.

Als Nationalsozialisten schließlich am 19. Juni 1933 bei Krems mehrere Handgranaten auf eine Abteilung christlich-deutscher Turner warfen und 16 schwer, einen tödlich verletzten, entschloss sich das Regime Dollfuß am selben Tag zum Verbot der NSDAP und all ihrer Verbände.

Die Anschlagserie bildete keinen Einzelfall, war jedoch der erste Höhepunkt, nachdem ab den 1930ern antisemitische Hetze in Form von Anschlägen zunahm. Ab dem Frühjahr 1933, parallel zu der Machtübernahme der NSDAP in Deutschland, hatte sich in Österreich die Terrorwelle gesteigert, um auch hier ein nationalsozialistisches Regime „herbeizubomben“. Die terroristische Gewalt der Nationalsozialist*Innen kalkulierte bewusst Opfer ein: Juden, politische Gegner und Zufallsopfer.

Die Entwicklung der Jahre 1932/33 zeigt, dass bereits lange vor dem sogenannten „Anschluss“ in Wien 1938 pogromartige Ausschreitungen gegen Jüdinnen und Juden



Gedenktafel Meidlinger Hauptstraße 19.

an der Tagesordnung waren. Was sich 1938 in Wien zutrug, war von den Nationalsozialisten*Innen schon Jahre vorher systematisch geschürt und vorbereitet worden. Rudolf Sauer, der später im Parteilokal des Kreises Schönbrunn der NSDAP verkehrte und während der Novemberpogrome als SA-Mitglied in eine Wohnung einbrach, hatte nach dem Futterweit-Attentat bemerkt: „um diesen Juden ist bestimmt keinem schad“. Krcil selbst, der Bombenwerfer, war gleich nach dem Attentat nach Deutschland geflohen, machte erst Dienst im SS-Lager Dachau, bekam später von der SS falsche Staatsbürgerschaftspapiere auf den Namen Martin Graf, und kehrte unter diesem Namen im Oktober 1938 nach Wien zurück.

Nach dem Juliputsch richteten sich Anschläge vor allem gegen mutmaßliche Verräter aus den eigenen Reihen. Es kann jedoch festgestellt werden, dass nach dem deutsch-österreichischen Juliabkommen 1936, wiederum Juden bzw. jüdische Einrichtungen zum Ziel nationalsozialistischer Anschläge wurden.

Das Futterweit-Attentat am Volksgericht Wien in der Nachkriegszeit

In der Nachkriegszeit wurde der Anschlag auf Norbert Futterweit regelmäßig Thema in den Wiener Volksgerichtsprozessen zwischen 1945-1955. Diese relativ motivierte Aufarbeitung ist in dem Kontext des Nachkriegsmythos zu betrachten, der Österreich als erstes Opfer des Nationalsozialismus betrachtete.

Im Volksgericht wurde gegen den Bombenwerfer und gegen einen Mitbeteiligten Klage geführt. 14 Jahre nach dem Anschlag stand also der eigentliche Bombenwerfer Krcil vor Gericht. Das Gericht beschloss für ihn das Urteil Lebenslang, das er zumindest zum Teil in der Justizanstalt Stein verbüßte. Es ist wahrscheinlich, dass er 1957 in den Genuss der großen Amnestiewelle kam.

Ein weiterer Volksgerichtsprozess bezeugte die Mittäterschaft des Angeklagten Hugo Meixner. Urteil: 20 Jahre. Nach anfänglicher Leugnung wurde Meixner mit dem bereits verurteilten Krcil konfrontiert und gestand, ihm die Bombe gegeben zu haben. Zu seiner eigenen Verteidigung behauptete auch er, der Anschlag hätte bloß ‚demonstrative Wirkung‘ haben sollen. Auch er war nach dem Anschlag nach Deutschland geflohen, wurde 1938 in Wien als Alter Kämpfer der SS eingestellt und „arisierte“ das Hietzinger Strandbad.

Familie Futterweit

Norbert Futterweit kam aus einer großen, weit verzweigten Familie. Zum Schicksal seiner Familie nach dem Attentat ist noch Folgendes bekannt: Seine Gattin Anna und Sohn Peter Theodor lebten noch bis 1939 in ihrer Wohnung in 1120 Wien, Meidlinger Hauptstrasse 16-18, danach verläuft sich die Spur. Sein Bruder Jakob, mit dem er in Geschäftsbeziehung stand und der selbst einen Juwelierladen in 1150 Wien, Reindorfgrasse 42 führte, war ebenso noch bis 1939 in Wien wohnhaft, auch über ihn ist danach nichts bekannt. Dieses Geschäft wurde 1938 „arisiert“ bekam einen kommissarischen Verwalter und galt am 21.4.1942 als gelöscht.

Ein weiterer Bruder Salomon (geb. 1.3.1881) verheiratet mit Schwägerin Rosa (Rosalie) Futterweit (geb. 2.5.1884), wurde ebenfalls Opfer einer „Arisierung“. Sie hatten seit 1926 in Baden in Wien, Weilburgstrasse 33, ein Haus mit Garten besessen, das vom Großtrafikanten Dr. Leopold Walter und seiner Gattin Rosa Walter am 10.12.1941 per Kaufvertrag übernommen wurde. Zu dieser Zeit waren die Eheleute bereits aus ihrer alten Wohnung in der Gumpendorferstraße zwangsweise nach Wien 1090, Kolingasse 9 umgesiedelt worden. Sie beabsichtigten „dringend ausreisen zu wollen“ und boten Dr. Walter als erster die Liegenschaft an, da dieser bereits Geld in die größte der Wohnungen investiert hatte, um eine rasche Abwicklung und dadurch ihre Flucht zu ermöglichen. Dies schlug fehl und beide wurden aus ihrer letzten Wohnung 1090 Wien, Türkenstrasse 9/26 am 6.5.1942 mit dem 19. Transport nach Maly Trostinec deportiert und noch im Mai ermordet.

Quellen:

- Bauer, Kurt. „... jüdisch aussehende Passanten“: Nationalsozialistische Gewalt und sozialdemokratische Gegengewalt in Wien 1932/33. In: Das Jüdische Echo, Vol. 54. S. 125-139, 2015
- Butterweck, Hellmut. Nationalsozialisten vor dem Volksgericht Wien: Österreichs Ringen um Gerechtigkeit 1945-1955 in der zeitgenössischen öffentlichen Wahrnehmung. Innsbruck-Wien-Bozen, 2016
- Garscha, Winfried. Der Terror der illegalen Nationalsozialisten vor 1938: Wer waren die Opfer? Veröffentlicht unter doew.at
- Kastner, Georg. Die Opfer des NS-Terrors in Österreich von 1933 bis 1938. Forschungszwischenbericht. In: Demokratie und Geschichte: Jahrbuch des Karl von Vogelsang-Institutes zur Erforschung der Geschichte der christlichen Demokratie in Österreich. Band 5, Nr. 1, 1. Dezember 2002, S. 161-187
- Arbeiterzeitung. Zentralorgan der Sozialdemokratie Deutschösterreichs, 12. Juni 1933
- Kronenzeitung. Dienstag 13. Juni 1933
- Jewish Daily Bulletin. Tuesday, June 13th, 1933, Vol. X
- Wiener Stadt- und Landesarchiv: Totenbeschaubefunde; Grabanweisungen
- Wiener Stadt- und Landesarchiv: Volksgericht Wien (Vg 8866/46, Vg 218/48)
- Adolph Lehmann's allgemeiner Wohnungsanzeiger
- Friedhofsdatenbank der IKG Wien

5

Zeitzeuginnengespräch mit Lotte Freiburger – Ruckergasse 12

Die folgenden Ausschnitte sind der Publikation „Jüdische Schicksale. Berichte von Verfolgten“ (aus der Reihe „Erzählte Geschichte“, Hg.: DÖW, 1992, S. 197-205) entnommen. Lotte Freiburger war nach ihrer Pensionierung mehr als 20 Jahre lang aktive Mitarbeiterin des Dokumentationsarchivs des Österreichischen Widerstandes – obwohl sie bei dieser Arbeit, wie sie selbst sagte, „die Vergangenheit wieder einholte“. Interviews mit ihr finden sich u.a. im Dokumentarfilm „Endlich darüber reden. Eine Kriegsgeneration beginnt zu erzählen“ (Regie: Herbert Link, 2007); kurze Ausschnitte sind auch in der Österreichischen Mediathek (www.mediathek.at) und auf der Website „Topographie der Shoah“ (www.topographie-der-shoah.at) abrufbar. 2012 gab sie dem „Kulturmagazin der Wiener Fremdenführer“ ein Interview, das sich vor allem mit ihren Erinnerungen an die Zeit vor 1938 beschäftigt (issuu.com/gernotwinter/docs/km_2013). Ein anderer kurzer Ausschnitt aus dem hier zitierten Interview findet sich auch in der Broschüre zum Rundgang in Simmering 2015 im Text zum „Grabeland“ auf dem jüdischen Teil des Zentralfriedhofs (Download auf rundgang.blogspot.de).

Lotte Freiburgers Geschichte zeigt in bedrückender Weise wie viel Mut und Geschick, aber auch wie viele beinahe unglaubliche Zufälle nötig waren, um als Tochter aus einer sogenannten „Mischehe“ den Nationalsozialismus in Wien zu überleben.

Ich bin 1923 in Wien geboren. Mein Vater war Großkaufmann in der Garnbranche. Meine Mutter arbeitete im Geschäft mit. Ich bin in Meidling aufgewachsen und habe in diesem Bezirk die Volksschule besucht. Mein Vater war Glaubensjude, stammte aus einer orthodoxen Familie, war aber selbst nicht fromm. Ich wurde mosaich erzogen. Meine Mutter war geborene Katholikin, konvertierte bei ihrer Heirat zum Judentum. Während der Hitler-Zeit tat sie wieder zum katholischen Glauben über, um uns schützen zu können.

Die Begeisterung in Wien und Österreich über den „Anschluß“ kannte keine Grenzen. Eine gute Freundin von mir, die ich seit meiner frühesten Kindheit kannte – auch unsere Eltern waren befreundet –, küßte die Hakenkreuzfahne und kannte uns nicht mehr. Ähnlich erging es mir mit einer zweiten Freundin, auch diese Familie brach sofort den Kontakt zu uns ab.

Ich ging nach dem „Anschluß“ wieder in die Schule (Anm.: in der Wenzgasse, 13. Bezirk). Meine liebsten Professorinnen waren, wie sich herausstellte, große illegale Parteigenossinnen. Wir waren in unserer Klasse zwei jüdische Schülerinnen, die den mosaischen Religionsunterricht besuchten. Eines Tages kam die Klassenvorsteherin in unsere Klasse, um die Namen der Schülerinnen zu verlesen, die jüdisch waren und die die Schule nun zu verlassen hatten. Da stellte sich heraus, daß, abgesehen von uns beiden, fast die halbe Klasse aus getauften jüdischen Mädchen bestand, und die hatten keine Ahnung, daß sie nach den Rassegesetzen Hitlers als Juden galten. Es gab erschütternde Szenen. Ich habe die Schule im April verlassen. Einige Professoren weinten damals.

Illegale Nazikollegen meines Vaters fuhren persönlich nach Berlin, um für meinen Vater aufgrund seiner Kriegsteilnahme im Ersten Weltkrieg – er hatte die kleine silberne Tapferkeitsmedaille – die Bewilligung zur Weiterführung seines Geschäftes zu bekommen. Mein Vater erhielt die Bewilligung tatsächlich.

Ich besuchte nun Umschulungskurse, die als Vorbereitung für die Emigration dienten. Mein Vater dachte nicht daran zu emigrieren, wir hätten auch nicht gewußt wohin. Mein Vater war außerdem ein kranker Mann, ein sehr guter Österreicher und ein Optimist, der dachte, daß die Hitlerzeit nicht so lange dauern würde. Ich lernte in den Umschulungskursen vor allem Schneiderei, aber auch Handschuhe nähen und Kunstblumen machen. (...)

Dann kam die „Kristallnacht“. Mein Vater ging am 9. November ahnungslos in der Früh ins Geschäft. Ich war allein zu Hause, hatte Klavierstunde, es war die letzte in meinem Leben. Viel früher als erwartet kamen meine Eltern heim. An ihren Mienen war zu lesen, daß sich Schreckliches ereignet hatte. Wir hatten im Radio gehört, daß der Jude Grynspan den deutschen Gesandtschaftsrat vom Rath in Paris ermordet hatte.

In der Schmalzhofgasse/Ecke Hugo Wolf-Gasse im sechsten Bezirk, im Nebenhaus unseres Geschäftes, brannte der Tempel, in dem meine Eltern geheiratet hatten. (...)

In diesen Tagen wurden jüdische Geschäfte geplündert, die Schaufenster eingeschlagen, und viele Wiener haben sich geholt, was sie gebraucht haben. Nach der „Kristallnacht“ wurden viele jüdische Geschäfte gesperrt. Die Straßen waren mit Scherben übersät, Leute wurden verhaftet. Sämtliche Brüder meines Vaters wurden geholt und im zweiten Bezirk in der Castellezgasse (Anm.: Sammellager im zweiten Bezirk) festgehalten.

Ich saß mit meinen Eltern nachmittags zu Hause, wir warteten, daß auch Papa abgeholt wird. Das wäre für den kranken Mann das Todesurteil gewesen. Wir haben seinen Waffenrock mit der blankgeputzten Tapferkeitsmedaille ins Vorzimmer gehängt, denn in Deutschland waren Juden, die im Ersten Weltkrieg ausgezeichnet worden waren, während der Jahre 1933-1938 halbwegs geschützt. Auch wir hofften auf diesen Schutz. Plötzlich läutete es, ein SA-Mann fragte meine Mutter: „Ist Ihr Mann hier?“ Sie bejahte, er sah den Waffenrock und ging. Abends läutete es wieder. Zitternd

gingen wir zur Türe. Es war unsere „arische“ Nachbarin. Sie wollte uns ihr Mitgefühl ausdrücken und ihren Abscheu über die Vorfälle. Hie und da gab es auch Anständige!

Nach der „Kristallnacht“ wurde unser Geschäft für immer gesperrt. Auch der ausdrückliche Hinweis meines Vaters, daß die Reichswirtschaftskammer in Berlin die Bewilligung gegeben hatte, sein Geschäft weiterzuführen, wurde ignoriert. Das Geschäft meines Vaters wurde von einem „Abwickler“ liquidiert (Anm.: „Abwickler“ wurden jene Organe der NSDAP genannt, die damit beauftragt waren, Geschäfte, die in jüdischem Besitz waren, zu liquidieren). Andere Geschäfte wurden arisiert, daß heißt, ein Nazi hat sie für ein Butterbrot bekommen und weitergeführt. Unser „Abwickler“ war nicht so grausam wie andere, er verhandelte auch mit meiner „arischen“ Mutter und teilte ihr vertraulich mit, daß sie einen „selten anständigen Juden zum Mann habe“. (...)



Lotte Freiberger (dritte von links auf der Leiter) ca. 1943, Zentralfriedhof Wien.

Die am 10. November verhafteten Brüder meines Vaters kamen nach wochenlanger Haft wieder nach Hause. Sie trachteten, so schnell wie möglich Österreich zu verlassen. Drei Brüder und eine Schwester meines Vaters gingen mit ihrer Mutter – meiner damals 81jährigen Großmutter – nach Chile. Der vierte Bruder emigrierte mit seiner Familie in die USA. Auch Freunde von uns verließen Wien, es wurde sehr einsam um uns. Trotz des Widerstandes meines Vaters unternahm ich Versuche, eine Ausreise in die USA zu bekommen. Ich ging in das Adressenbüro der Wiener Handelskammer und notierte mir alle Adressen von Leuten namens Freiberger in den USA. Es gab wirklich welche, aber das waren keine Verwandten von uns. Ich bekam nur eine einzige Antwort und sogar ein Affidavit, aber dieser gute Mensch, der uns helfen wollte, war nicht reich genug, um für uns garantieren zu können. So wurde das Affidavit als zu schwach abgelehnt. Dasselbe passierte uns mit dem Bruder meines Vaters, der in die USA emigriert war. Er schickte sofort nach seiner Ankunft in den USA ein viel zu schwaches Affidavit, war er doch selbst ein armer Emigrant. (...)

Wir wohnten im 12. Bezirk, in der Ruckergasse. Wir waren die einzigen Juden in dem Haus. Die Hausbesorgerin war uns vor 1938 gut gesonnen gewesen, sie war von

meinen Eltern des öfteren mit Kinderkleidung und Geld beschenkt worden. Die Einstellung uns gegenüber änderte sich am 13. März 1938. Sie bot im Wirtshaus einem Nazifreund unsere Wohnung an, wir mußten innerhalb weniger Tage die Wohnung räumen. Die Zeit der Wohngemeinschaften begann. Eine jüdische Familie – ein Zimmer. Wir zogen zu einer Schwester meines Vaters in den 9. Bezirk, in die Grünentorgasse. Den Großteil unserer Möbel stellte meine Mutter auf ihren Namen bei einem Spediteur ein. Das Möbellager wurde nach dem Krieg geplündert, und wir verloren alles. (...)

Lotte Freibergers Tante und deren Tochter wurden aus der Wohnung im 9. Bezirk nach Lodz deportiert und ermordet. Sie selbst fand als Zwangsarbeiterin eine Anstellung in einer Schneiderwerkstätte in der Alserstraße und entkam so der Verschickung zum Spargelstechen im „Altreich“, die keine ihrer Freundinnen überlebte. Aus der Zeit der Zwangsarbeit berichtet Lotte Freiburger nicht nur von den Schikanen durch die „arischen“ Arbeiterinnen, sondern auch vom Schrecken der Deportationen:

Wenn ich in die Werkstatt kam, fehlte täglich die eine oder andere. Sie kamen nie mehr wieder, sie waren deportiert worden. Wir wurden immer weniger, manchmal fehlten gleich vier oder fünf von uns, man wagte sich kaum mehr in die Firma – aus Angst, wer morgen fehlen würde. So passierte es, daß ich eines Tages allein dort war. Alle waren bereits „ausgehoben“ worden, wie man die Abholung durch die SS nannte, und nach Polen deportiert worden. Niemand von den Frauen hat überlebt. (...)

Nach der ersten „Aushebung“, bei der meine Tante geholt wurde, kamen sie noch dreimal zu uns, bei Tag und bei Nacht. Immer dieselbe Situation. Nachdem sie unsere Dokumente gesehen haben, sagten sie zu meinem Vater: „Sie können bleiben, die Tochter packt. Wir lassen die Papiere im Lager überprüfen und kommen wieder.“ Das erste Mal rannte ich zum offenen Fenster, mein Vater zog mich noch an meinen Füßen zurück, der SS-Mann schrie: „Soll sie springen!“ Dann wurde gepackt. Meine Mutter sagte: „Du gehst nicht alleine. Entweder wir alle oder keiner.“ So packten wir drei Koffer, nähten Geld in Mäntel ein und warteten. Nach Stunden kam der SS-Mann mit meinen Papieren und sagte: „Sie kann bleiben.“ Einige Tage später wurde wieder an unsere Tür geklopft. Vor der Tür stand ein wütender SS-Mann. Alles wiederholte sich: Packen, Dokumente, Warten – und nach Stunden die Mitteilung, daß ich bleiben kann. Noch ein drittes Mal wiederholte sich die Szene, da rannte ich zum Gashahn, und wieder drehte mein Vater im letzten Moment ab. (...)

Lotte Freiburger und ihre Eltern „lebten oder hungerten“, wie sie erzählt, von der „arischen“ Lebensmittelkarte ihrer Mutter. Den Bombenangriff auf die Wiener Innenstadt am 12. März 1945 überlebt die Familie nur, weil sie sich dafür entscheiden den Stern zu verdecken und im tiefen – für Juden und Jüdinnen streng verbotenen – Keller der Kultusgemeinde Schutz zu suchen. Zu Kriegsende übersteht Lotte Freiburger schließlich noch zwei furchtbare Wochen im Keller ihres damaligen Wohnhauses im zweiten Bezirk, bevor es „endlich, am 14. April“ so weit war. „Die Russen haben gewonnen, sie waren endgültig in unserem Bezirk, wir waren gerettet.“

Ella Schwarz und Ludwig Weisz – Franz-Emmerich-Gasse 3

Gekürzt und geringfügig bearbeitet aus: Brigitte Bailer-Galanda, Eva Blimlinger, Susanne Kowarc: „Arisierung“ und Rückstellung von Wohnungen in Wien. Die Vertreibung der jüdischen Mieter und Mieterinnen aus ihren Wohnungen und das verhinderte Wohnungsrückstellungsgesetz. Wien 2000.

sowie aus:

Eva Blimlinger: Wohnungs-„Arisierung“ und die nicht erfolgte Rückstellung – Ella und Ludwig Weisz – eine untypische Fallgeschichte. In: Gedächtnis und Gegenwart. HistorikerInnenkommissionen, Politik und Gesellschaft. Informationen zur Politischen Bildung No. 20, Wien 2003/2004.

Die folgenden Ausschnitte erzählen eine untypische Geschichte – nicht nur gelang dem Ehepaar Weisz die Flucht, sie kehrten auch sehr bald nach Kriegsende nach Wien zurück. Der hier beschriebene mehr als ein Jahr dauernde Kampf um die Rückgabe der ‚arisierten‘ Mietwohnung ist v.a. insofern außergewöhnlich, als er mit einem Sieg für das jüdische Ehepaar endete. Im allgemeinen wurden Mietrechte an Privatpersonen nicht rückgestellt und erst mit der am 28. Februar 2001 in Kraft getretenen Novelle des Nationalfondsgesetzes mit einem symbolischen Betrag entschädigt.

Ella Schwarz wurde am 18. September 1909 in Wien als jüngstes von sechs Geschwistern geboren. Der Vater war Verkäufer in einem Herrenkleidergeschäft, die Mutter im Haushalt. Die Familie war religiös. „Also es ist nicht nur so gewesen, dass man kein Brot gegessen hat, zu Pessach, sondern dass man wirklich sich als ‚Jud‘ gefühlt hat, nicht. Und sich nie geniert hat.“ (...) Sie besuchte die Bürgerschule und lernte Schneiderin in einer zweijährigen Berufsschule.

Ludwig Weisz wurde am 26. Oktober 1906 in Wien geboren. Der Vater war Vertreter für Schreibmaschinen und technische Artikel, die Mutter im Haushalt. Auch er wuchs in einem religiösen Milieu in der „selben Gegend“ auf. Nach dem Abschluss der Bürgerschule absolvierte er eine Lehre als Telefonzentralmechaniker und arbeitete in einer Telefonfabrik. (...)

Ella Schwarz und Ludwig Weisz kannten einander seit Kindertagen. Am 5. Juni 1932 heirateten sie im Turner-Tempel in der Turnergasse (Anm.: 15. Bezirk). Ludwig Weisz eröffnete ein Radiogeschäft in Ober-St.Veit, Ella Weisz gab ihre Berufstätigkeit

auf. Sie bezogen eine Wohnung in der Franz Emmerich-Gasse im 12. Bezirk. „In der Nähe von Schönbrunn waren wir immer“. (...)

Mit einem Visum nach Panama gelang dem Ehepaar auf einem illegalen Transport nach Palästina im April 1939 die Flucht – mehr als insgesamt 10 Kilo Gepäck durften sie nicht mitnehmen, das Hab und Gut blieb in Wien. In Palästina angekommen arbeitete Ella Weisz in Heimarbeit als Schneiderin und Ludwig Weisz übernahm technische Reparaturen jeder Art. Ella und Ludwig Weisz kamen nur schwer mit den klimatischen Verhältnissen und den gesellschaftlichen Umständen zurecht. „Wir haben zu leben gehabt, nicht wir haben gearbeitet, aber eben gerade nur, um zu leben, also, ich meine, daran zu denken, dass man sich eine Wohnung mietet, oder was, das war überhaupt nicht möglich.“

Der Weg zurück nach Wien

Nach Kriegsende und dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft wollte das Ehepaar wieder nach Wien zurück. Sie versuchten zunächst eine Heimreise mit Hilfe der UNRRA (Anm.: United Nations Relief and Rehabilitation Administration) (...) Doch das Free Austrian Movement teilte in einem Schreiben vom 1. November 1945 mit: „Die U.N.R.R.A. hat uns ersucht Ihnen mitzuteilen, dass einstweilen Ihre Repatriierung verschoben werden muß.“

Ludwig Weisz schrieb „nach Österreich“. Am 16. Mai 1946 richtete er ein Ansuchen mit der Bitte um Zuzugsgenehmigung an den Wiener Bürgermeister Theodor Körner. Mit folgenden Worten endete das vom Vorstand des Präsidialbüros unterzeichnete Antwortschreiben: „Seien Sie überzeugt, dass Sie und Ihre Gattin nach Ihrer Rückkehr nach Wien als vollwertige Mitglieder unserer wiedererstandene Gemeinschaft betrachtet und behandelt werden.“ Die Eingabe wurde an die Bundespolizeidirektion zur Zuständigkeit abgetreten. Auch hier zeigte man sich nicht zuständig und schickte auf Grund eines weiteren Schreibens von Ludwig Weisz folgende Antwort nach Jerusalem. „Unter Bezugnahme auf Ihr Schreiben v. 8.7.1946 an die Polizeidirektion Wien wird Ihnen mitgeteilt, dass Ansuchen zwecks Einreise nach Österreich nur im Wege der österreichischen Auslandsvertretungen einzubringen sind.“

Ella und Ludwig Weisz mussten also um eine Einreisegenehmigung in ihre Heimat ansuchen: „Das nützt alles nichts. Man hat trotz alledem immer Heimweh gehabt, nicht. Man ist aufgewachsen da, man war ein Wiener, es nutzt nichts. Wir waren Juden, aber wir waren Wiener.“ Die britischen Behörden in Palästina stellten dem Ehepaar Weisz zunächst keine Ausreisebewilligung aus. Ludwig Weisz schrieb wieder nach Österreich, diesmal an Bundeskanzler Leopold Figl. Dieser antwortet unter anderem am 23. August 1946: „Was Reisegenehmigungen betrifft so werden diese für Ein- und Ausreisen nach und aus Österreich nur vom Hohen Alliierten Rat und nur dann erteilt, wenn ein Staatsinteresse gegeben ist. Kann ich also nicht versprechen, daß Ihnen die Einreise nach Österreich sofort bewilligt wird, so kann ich umso weniger bei den britischen Behörden vorstellig werden, daß Ihnen die Ausreiseerlaubnis aus Palästina gewährt werde. So leid es mir tut, Ihnen keine bessere Nachricht geben zu können, so will ich doch hoffen, dass auch hinsichtlich der Reisegenehmigung im Laufe der Zeit eine Erleichterung eintreten wird.“

Wirklich leichter wurde es noch lange nicht und die Rückkehr nach Österreich gestaltete sich äußerst schwierig. 1947 wurde der erste „Rückkehrertransport“ aus Palästina vorbereitet. Ella und Ludwig Weisz wurden von Jerusalem mit einem Lastwagen am 26. Februar 1947 in ein Lager verbracht. Im Wüstenlager El Schatt in der Nähe des Suez-Kanal wurden sie vor der Abreise mehrere Wochen festgehalten. Die Lebensbedingungen waren außerordentlich schlecht, die hygienischen Zustände katastrophal und auch die Ernährung reichte kaum zum Überleben. „Da hat man uns in Ägypten, in El Schatt in ein Camp, mitten in der Wüste, in ein Militärcamp gesteckt, aus der Kriegszeit (...) Drei Monate waren wir dort. Drei Monate, sind dann von Österreich gekommen, der Pittermann, damals, von den Sozialdemokraten, und hat uns versprochen, er wird sein mögliches tun, aber sie wissen nicht, wo sie uns in Wien, bei der großen Wohnungsnot, mit all den Flüchtlingen, wo sie uns unterbringen sollen. Es ist überhaupt kein Quartier frei. Vom Zurückstellen der geraubten Wohnungen kann überhaupt keine Rede sein, da die ganzen Rechtsmittel noch nicht gegeben waren. Und da hat man uns, da hat der Pittermann gesagt, wir sollen uns noch gedulden.“



Hochzeitsfoto von Ella und Ludwig (1932)

Der lange Weg zur eigenen Wohnung

Am 30. April 1947, exakt acht Jahre nach der Flucht, kehrte das Ehepaar Weisz nach Wien zurück. Sie wurden von der Schwester von Ella Weisz am Bahnhof abgeholt. Die Schwester überlebte Theresienstadt, die beiden Schwestern und die Mutter von Ludwig Weisz wurden von den Nazis ermordet. Wie die meisten „Rückkehrer“ wurden Ella und Ludwig Weisz zunächst in ein vom Wohnungsamt der Gemeinde Wien zur Verfügung gestelltes und bezahltes Hotelzimmer (Hotel Wilhelmshof, Wien 2, Stadtgutgasse 4) einquartiert. Sie versuchten ihre alte Wohnung in der Emmerichgasse zu bekommen. „Gleich haben wir es ja nicht können. Da hat irgendwer gewohnt.“ Sie stellten ein Ansuchen um Zuweisung einer Wohnung. Am 13. Juni 1947 beschied das Magistrat der Stadt Wien: „Ihr Ansuchen um Zuweisung einer Wohnung wurde überprüft, mit 37 Punkten bewertet und als bevorzugt in Klasse I eingereicht.“

30 der 37 Punkte ergaben sich daraus, dass das Ehepaar als „Wiedergutmachungsfall“ eingestuft wurde – ebenso viele Punkte erhielten ehemalige Angehörige der Deut-

schen Wehrmacht, die der Wehrmachtsversehrtenstufe IV zugerechnet wurden, und jene, die einen „Wohnungsverlust durch Kriegsereignisse“ zu erleiden hatten. Nachdem Ella und Ludwig Weisz allerdings eine zugewiesene Wohnung in der Taborstraße ablehnten, stellte das Magistrat die Zahlungen für das Hotelzimmer mit 10. November 1947 ein.

Ella und Ludwig Weisz wollten ihre Wohnung zurück, doch in ihrer Wohnung wohnte das ehemalige NSDAP-Mitglied Erwin H. Er mietete die leerstehende Wohnung per 1. Mai 1939, also am Tag nach der gelungenen Flucht des Ehepaars Weisz. (...) Bereits mit Bescheid des Magistrats der Stadt Wien vom 10. Juni 1947 wurde die Anforderbarkeit der Wohnung festgestellt, „da nach den Erhebungen der Genannte dem unter §17 (3) Verbotsgesetz 1947 genannten Personenkreis angehört und laut Auszug aus der Registrierungsbescheinigung Mitglied der NSDAP (No. 1,207.362) war.“ H. beanspruchte die Wohnungsanforderung, und der Fall wurde vom Magistrat der Stadt Wien dem Bundesministerium für soziale Verwaltung zur Entscheidung übermittelt. Die Wohnung war also bereits vor der Benachrichtigung des Ehepaars Weisz, sie seien in die Dringlichkeitsstufe I eingereiht, durch das Wohnungsamt angefordert worden. (...) Es wurden jedoch zunächst keine Bemühungen von Seiten des Wohnungsamts unternommen, Ludwig und Ella Weisz ihre Wohnung zurückzugeben – sie hatten auch keinen gesetzlichen Anspruch.

Die Liegenschaftseignerin der Wohnung in der Franz Emmerichgasse, die Österreichische Versicherung AG, erklärte bereits im Juli 1947 ihre prinzipielle Bereitschaft, die Wohnung zurückzustellen. „Auf Grund Ihrer heutigen Vorsprache teilen wir Ihnen mit, daß wir gerne bereit sind, nach Anforderung obiger Wohnung und Zuweisung an Sie durch den Magistrat der Stadt Wien für die gegenständliche Wohnung einen Mietvertrag abzuschließen, da Sie ja bereits bis zum 30.4.38 Hauptmieter der in Rede stehenden Wohnung gewesen sind.“

Ludwig Weisz erzählte über die Schwierigkeiten, seine Wohnung wieder zurückzubekommen: „Eine unangenehme Angelegenheit. (...) Hat uns der Bescheid gegeben, ein gewisser X, der das Wohnungsreferat bei der Kultusgemeinde an sich gerissen hat, und gleichzeitig mit den Leuten im Rathaus gepackelt hat, der hat uns geschrieben, dass der (Anm.: Erwin H.) minderbelastet ist, dass keine Möglichkeit besteht, dass wir die Wohnung zurückbekommen, weil er sie in ganz normaler Weise vom Wohnungsamt zugewiesen bekommen hat, damals. Der frühere Mann von meiner Schwägerin, also der Schwester von meiner Frau, hat über den Fußball einen guten Kontakt gehabt mit dem damaligen Justizminister Gerö, vom Fußballverein der Präsident. Und der hat dann die Sache in die Hand genommen, und mein Schwager hat ihn ersucht, er soll da ein bisschen nachsehen. Sagt er (Anm.: Gerö), das ist doch nicht möglich, dass der (H.) minderbelastet ist, der hat so eine hohe Charge gehabt, und er ist der Sache nachgegangen. Und wie der nachrecherchiert hat, hat das auf den SS-Mann so gewirkt, dass er über Nacht die Schlüssel der Hausverwaltung zurückgegeben hat, und die Hausverwaltung hat uns geschrieben, wir können uns die Schlüssel von der Wohnung holen, eben weil der Herr Homma die Wohnung bereits freigemacht hat.“ Ob Erwin H. tatsächlich von sich aus die Wohnung verließ und das Mietverhältnis

kündigte, oder ob das Bundesministerium für Soziale Verwaltung dem Rekurs des Erwin H. nicht stattgab und die Wohnung daher angefordert werden konnte, lässt sich zum derzeitigen Zeitpunkt nicht eruieren.

Mit 1. Mai 1948, also neun Jahre nach dem Ella und Ludwig Weisz Wien verlassen mussten und ein Jahr nach dem sie wieder zurückgekommen waren, konnten sie nach zahlreichen bürokratischen Hürden und offensichtlich nur mit Interventionen ihre Wohnung mit einem Zimmer, einem Kabinett, einer Küche und einem Vorzimmer wieder beziehen. (...) Ella und Ludwig Weisz zählten zu den wenigen „Rückkehrern“, denen die Rückstellung ihrer Wohnung gelungen war. „Aber der Großteil war angewiesen, dass man irgendwie in einem Hotel, ganze Hotels hat die Gemeinde Wien gemietet, für diese Heimkehrer.“ Die bürokratische Abwicklung erfolgte, nachdem die Wohnung bezogen war. Die Hauseigentümer schlugen am 4. Juni 1948 gem. §16 (3) des Wohnungsanforderungsgesetzes das Ehepaar Weisz dem Magistrat als neuen Hauptmieter vor und das Magistrat bestätigte die Anmeldung. Ein Monat später, am 6. Juli 1948, wurde der Zuweisungsbescheid der MA 51 ausgestellt, und somit war die Wohnung auch offiziell im rechtmäßigen Besitz des Ehepaar Weisz.

„Zwei Meidlinger Buam“ – Hermann und Ferdinand Leopoldi

Der Name Hermann Leopoldi ist nicht nur im 12. Wiener Gemeindebezirk Meidling sondern weit über Wien hinaus ein klingender. Zusätzlich zu der Gedenktafel an seinem Geburtshaus in der Schönbrunner Straße 219 erinnern zwei weitere im 3. und 14. Bezirk an ihn – das sind mehr als für Hans Moser und Egon Schiele. In Meidling wurden darüber hinaus eine Straße und ein Park nach ihm benannt. Seinen Bruder Ferdinand Leopoldi kennt heute hingegen kaum noch jemand. Während Hermann Leopoldi, nachdem er die Lager Dachau und Buchenwald überlebt hatte, 1939 in die USA fliehen konnte, starb Ferdinand Leopoldi 1944 an den Folgen der Gestapo-Haft in Wien.

Die Brüder verband die musikalische Erziehung durch ihren Vater, mit dem sie bereits als Kinder gemeinsam in Varietétheatern auftraten. Leopold Kohn hatte im ausgehenden 19. Jahrhundert unter dem Künstlernamen Leopold Leopoldi bereits großen Erfolg als sogenannter Volkssänger. In einer vom aufkommenden politischen

Antisemitismus geprägten Gesellschaft hielt er einen jüdisch konnotierten Nachnamen vermutlich für hinderlich. Im Jahr 1920 nahm er den Künstlernamen für sich und seine Familie als bürgerlichen Namen an. Als „Salonkappelle Leopoldi“ traten der Vater und die beiden Söhne bereits vor dem Ersten Weltkrieg auf, in den 1920er hatte der Vater mehrere Gastauftritte im Kabarett Leopoldi & Wiesenthal (Kabarett L.W.), das seine Söhne gemeinsam mit Fritz Wiesenthal betrieben. Vielleicht mag auch diese enge familiär-namentliche Verbindung dazu beitragen, dass es wiederholt zu Verwechslungen beziehungsweise Verschmelzungen der beiden Brüder gekommen ist. In der Hermann Leopoldi Forschung ist wiederholt darauf hingewiesen worden, dass er eigentlich Ferdinand Kohn geheißten hätte.

Die Machtübergabe an die NSDAP bedeutete vor allem für Hermann Leopoldi sowohl privat als auch beruflich einen starken Einschnitt. Den Austrofaschismus betrachtete er als Schutzmacht gegen das nationalsozialistische Deutschland und unterstützte ihn aktiv. So trat er zwischen 1933 und 1938 bei diversen Veranstaltungen der Vaterländischen Front auf und schrieb österreichpatriotische Lieder, die vor allem den Tourismus ankurbeln sollten. Kurz nach der Ausschaltung des Parlaments im Jahr 1933 beteiligte sich Hermann Leopoldi an einem Propagandawerk des Austrofaschismus. Gemeinsam mit den Textdichtern Fritz Löhner-Beda und Fritz Grünbaum, die beide Opfer der Shoah wurden, schrieb er die Lieder „Klein, aber mein“ und „Wienerwald Veilchen“ für die Revue „Wien, alles aussteigen“. Im Juni 1937 erhielt er für seine Bemühungen um den Heimatbegriff das Österreichische Silberne Verdienstkreuz – in Form eines Kruckenkreuzes.

Die Nationalsozialist_innen fanden in seiner Nähe zum Austrofaschismus einen Vorwand zu seiner exponierten Verfolgung. Anlässlich der Verleihung des Verdienstkreuzes hetzte „Der Stürmer“ in einem Artikel. Hermann Leopoldi selbst nahm die ihm fälschlich zugeschriebene Urheberschaft des Propagandaliedes „Wir Jungen stehn bereit! Lied der Jugend“ (Dollfußhymne) als Auslöser seiner Deportation nach Dachau an. In seinen (unveröffentlichten) Memoiren aus dem Jahr 1949 schrieb er über seine Haft: „Eines Tages bekam ich durch Zufall einen „Völkischen Beobachter“ in die Hand, aus dem ich erfuhr, dass man mir ankreiden wollte, ich sei der Komponist der seinerzeitigen Dollfußhymne, um einen stichhaltigen Grund für meine Verhaftung zu finden.“

Andererseits haben Hermann Leopoldis Lieder abseits seiner Schlager auch eine starke gesellschaftskritische Ausrichtung, und verspotteten den österreichischen Antisemitismus. In seinem Stück „Politik mit Musik“ (um 1920) sang er:

*Das war zur Schönererzeit, im Monat Mai
Die Herren Studenten sind noch heut´ dabei
Weil jeder deutsche Mann gern Juden frißt,
Wie das seit Schönerer so üblich ist! Heil!*

Eindeutig im ideologischen Dienst der Sozialdemokratie stand Hermann Leopoldi als er 1929 das Lied „Immer Voran! Das Lied vom Arbeitsmann“ komponierte.

In den Jahren 1918 bis 1938 genossen die Brüder Leopoldi eine große Popularität und waren überaus produktiv. Während Hermann Leopoldi ab 1929 mit seiner Büh-



Hermann und Ferdinand Kohn alias Leopoldi als „symmetrisches Brüderpaar“, in der komisch gestellten Zeremonie einer (pseudo-ehelichen) Segnung - links Eugenie Kohn, rechts Martha Muchov, 1915.

nenpartnerin Betja Milskaja durch Europa tourte und diverse Schallplatten aufnahm, verlegte sich Ferdinand Leopoldi auf die Schauspielerei und wirkte bereits 1926 in dem Spielfilm „Die Pratermizzi“ mit.

Am 13. März 1938 versuchten Hermann Leopoldi und Betja Milskaja einen Gastauftritt in der Tschechoslowakei zur Flucht zu nutzen, sie scheiterten aber an dem rigiden Verhalten der Grenzbeamten. Nach Wien zurückgekehrt wurde Hermann Leopoldi auch zu einem Opfer der „wildes Arisierungen“, der selbsternannten „Kommissare“ und der Plünderungen des sogenannten „Anschluss-Pogroms“ – sein gesamtes Vermögen wurde „arisiert“. In seiner Autobiographie schreibt er im Jahr 1949 rückblickend: „Eines Tages saßen wir, wie gewöhnlich, zu Hause, als vier Mann, davon drei mit aufgepflanztem Bajonett, in unsere Wohnung eindrangen und alles ‚konfiszierten‘, was irgendwie von Wert war. Meine Frau mußte die Ringe von ihren Fingern nehmen und hergeben. Nachdem sie mir dann noch das letzte Geld, das ich bei mir trug, aus der Tasche gestohlen hatten, zogen sie polternd wieder ab.“

Nach diesem Erlebnis bemühte sich Hermann Leopoldi um die notwendigen Papiere zur Ausreise in die USA: „Bald waren die Papiere bereit und ich hatte nur mehr um

das hierzu erforderliche Sittenzeugnis einzureichen. Für den siebten Mai war ich bereits zur ärztlichen Untersuchung auf dem amerikanischen Konsulat eingeladen.“ Dazu sollte es aber nicht mehr kommen, er wurde verhaftet und aus der Polizeihaft in der Karajangasse im 20. Bezirk am 1. April 1938 unter dem verhöhnenden Begriff „Schutzhäftling“ nach Dachau deportiert. Hermann Leopoldi schildert die Deportation in seinen Memoiren: „Dann folgte die mörderische Fahrt nach Dachau. (...) Was sich auf dieser Fahrt abspielte, was die Häftlinge an Quälereien, Torturen und Schikanen erleiden mußten, ist ob seiner Unmenschlichkeit unbeschreiblich.“

Hermann Leopoldi wurde im Oktober 1938 weiter nach Buchenwald deportiert, wo er vier Monate gefangen gehalten wurde. Damit wurde er zum Augenzeugen, der Ankunft von etwa 10.000 Juden, die im Zuge des Novemberpogroms nach Buchenwald deportiert wurden: „(...) sie wurden ins Lager eingeliefert, bei deren Einmarsch die SS mit Knüppeln und Peitschen bewaffnet in der Straße von Weimar Spalier stand, so daß nur ganz wenige unverletzt das Lager überhaupt erreichten.“

Arthur Rödl, seit den Anfängen des Lagers 1937, „Schutzhäftlagerführer“ von Buchenwald, verlangte Ende 1938 nach einem Lagerlied für das KZ. Zur Unterhaltung der SS war es in den Konzentrationslagern üblich, dass Häftlinge volkstümliche Lieder oder Marschlieder singen mussten. Hermann Leopoldi schrieb: „So war es eines seiner größten Steckenpferde, dass er – man stelle sich vor – die Häftlinge eines Konzentrationslagers zu seinem persönlichen Gaudium Volks- und Kinderweisen singen ließ und sich dabei großartig amüsierte. (...) Nach einiger Zeit dürften ihn unsere Kinder- und Volkslieder aber doch auf die Nerven gegangen sein, denn eines Tages brüllte er – das Brüllen war seine natürliche Ausdrucksweise – scheinbar in einer besonders fröhlichen Anwendung: ‚Schreibt’s was auf Buchenwald! An Marsch! Zehn Mark für’n Besten! Aber was Zünftiges! Also macht’s es! Abtreten!‘“

In kürzester Zeit schrieb und komponierte Hermann Leopoldi zusammen mit Fritz Löhner-Beda das dreistrophige „Buchenwaldlied“. Zufrieden mit dem Ergebnis ließ Rödl das Lied mit Nachdruck einüben und beim Appell und anderen Gelegenheiten singen. Als Marschlied spielte es die Lagerkapelle zum Ein- und Auszug der Arbeitskolonnen.

Hermann Leopoldi erhielt durch den Umstand, dass seine Schwiegereltern bereits 1930 in die USA ausgewandert waren, gemeinsam mit seiner Frau Eugenie Kraus im Februar 1939 – wenige Monate vor Kriegsbeginn – die Einreisebewilligung in die USA. Als er im Februar 1939 aus Buchenwald nach Wien zurückkam, befand sich seine ganze Familie, bis auf seinen Bruder Ferdinand, im sicheren Exil. Hermann blieb mit Ferdinand in Briefkontakt. Die zahlreichen Briefe schildern die verzweifelte Lage, in der sich Ferdinand Leopoldi befand. In seinem letzten erhalten gebliebenen Brief vom 10. November 1941 schrieb er:

“Eben erhalte Deine beglückende Depesche. Leider kann ich Dir nicht telegrafieren, da mir das Telegramm zu teuer ist und ich den Betrag nicht aufbringen kann, daher schreibe ich Dir diesen Brief. (...) Ich kann mit dem Mexico-Visum ausreisen. Das Visum selbst muss an Berliner Mexiko Gesandtschaft gesendet werden, die mich dann verständigen müssen. Dieses Visum würde mich auch vor allem möglichen schützen. Bitte lasse keine Minute vergehen und wende alles auf, dass ich es sofort erhalte. (...)

Gebe Gott, dass alles noch zeitgerecht erledigt wird. Über die Dringlichkeit kann ich nicht genug schreiben!! Von entscheidender Wichtigkeit. (...) Hermann, rette mich!“

Was Ferdinand Leopoldi alles unternahm um endlich auch flüchten zu können, ist unbekannt. In einem am 9. Februar 1940 ausgestellten und ein Jahr lang gültigen Pass, der auch das letzte erhaltene Foto von Ferdinand Leopoldi enthält, befindet sich ein bulgarisches Visum und Hinweise auf eine Fahrt nach Odessa im April 1940. Wann und warum er nach Wien zurückkehren musste, entzieht sich der heutigen Kenntnis.

Dass er mit einer „Arierin“ verheiratet war gewährte ihm eine Zeit lang Schutz, trotzdem musste er bis zu seiner Verhaftung als „U-Boot“ in Wien überleben. Im Frühjahr 1943 wurde er nach einer Denunziation aus seinem Versteck in der Bellariastraße im 1. Bezirk zu einem Gestapo Verhör gebracht, an dessen Folgen er am 20. Dezember 1944 im Rothschild-Spital, dem einzigen Krankenhaus, das noch jüdische Patient_innen behandeln durfte, starb.

Hermann Leopoldi kehrte 1947 als einer der ganz Wenigen, die vom offiziellen Österreich zu einer Rückkehr eingeladen wurden, nach Wien zurück. Von den ersten Tagen an und noch Jahre nach seiner Rückkehr nannte kaum eine Zeitung einen Grund für seine „lange Abwesenheit“. Hinweise auf sein Judentum wurden streng vermieden und auch Hermann Leopoldi selbst sprach gegenüber der Presse nicht von seiner Verfolgung im Nationalsozialismus. Er blieb den postnazistischen Zuständen gegenüber aber nicht völlig unkritisch. Im Mai 1945 besang er mit dem Lied „An der schönen Roten Donau“ (der Titel bezog sich auf die sowjetische Besatzungszone) die österreichischen Verhältnisse:

*Herr Meyer, Herr Schreier, Herr Huber, Herr Hals,
Die sitzen in einem Cafe in Hernals –
Sie sitzen gebrochen, beleidigt, verletzt –
Warum hat man Wien jetzt gevierteilt, besetzt?
Die Luft ist sehr dick, der Kaffee ist sehr dünn –
Es war’n doch ka Nazi bei uns hier in Wien!
Und wenn wir auch manchmal Heil Hitler gebrüllt,
im Inneren, da hab’n wir ganz anders gefühlt.
Die Welt muss gerecht sein, die Welt muss uns hör’n –
Sonst werden wir uns einfach beim Salzamt beschwer’n!*

Quellen:

- Ernst, Franziska: Hermann Leopoldi: Biographie eines jüdisch-österreichischen Unterhaltungskünstlers und Komponisten. Diplomarbeit, Wien 2010
- Lind, Christoph, Traska, Georg: Hermann Leopoldi Hersch Kohn. Eine Biographie. Wien 2012

Das Buchenwaldlied

Wenn der Tag erwacht, eh' die Sonne lacht,
die Kolonnen zieh'n zu den Tages Müh'n
hinein in den grauenden Morgen.
Und der Wald ist schwarz und der Himmel rot,
und wir tragen im Brotsack ein Stückchen Brot
und im Herzen, im Herzen die Sorgen.
O Buchenwald, ich kann dich nicht vergessen,
weil du mein Schicksal bist.
Wer dich verließ, der kann es erst ermessen,
wie wundervoll die Freiheit ist!
O Buchenwald, wir jammern nicht und klagen,
und was auch unser Schicksal sei,
wir wollen trotzdem ja zum Leben sagen,
denn einmal kommt der Tag: Dann sind wir frei!
Und das Blut ist heiß und das Mäd'el fern,
und der Wind singt leis', und ich hab' sie so gern,
wenn treu sie, ja, treu sie nur bliebe!
Und die Steine sind hart, aber fest unser Tritt,
und wir tragen die Picken und Spaten mit
und im Herzen, im Herzen die Liebe.
Refrain: O Buchenwald, ...

Und die Nacht ist kurz, und der Tag ist so lang,
doch ein Lied erklingt, das die Heimat sang:
wir lassen den Mut uns nicht rauben!
Halte Schritt, Kamerad, und verlier nicht den Mut,
denn wir tragen den Willen zum Leben im Blut
und im Herzen, im Herzen den Glauben.
Refrain: O Buchenwald, ...

Text: Fritz Löhner-Beda, Melodie: Hermann Leopoldi
Komponiert Ende 1938 im Auftrag der SS im KZ Buchenwald

Ungarisch-jüdische Zwangsarbeit – Bischoffgasse 10

Jüdische Zwangsarbeit im NS-System

Mit dem „Anschluss“ Österreichs am 12. März 1938 kamen ungefähr 200.000 nach den „Nürnberger Rassegesetzen“ als Jüdinnen und Juden klassifizierte Menschen unter die Herrschaft des Nationalsozialismus. Binnen weniger Monate gelang es dem NS-Regime sie aus der Gesellschaft zu verdrängen. Berufsverbote, Entlassungen, „Arisierungen“ von Wohnungen und Betrieben sowie Verhaftungen führten zu einer massiven Verarmung der jüdischen Bevölkerung, die so in einem immer stärkeren Ausmaß auf Wohlfahrtsleistungen angewiesen war. Um zu verhindern, dass die ihrer Existenz beraubten Jüdinnen und Juden der öffentlichen Hand zur Last fielen, wurden seitens der Behörden rasch Pläne zu ihrem zwangsweisen Arbeitseinsatz entwickelt. Erwerbslose Jüdinnen und Juden sollten nach einem Erlass der Wiener Reichsarbeitsverwaltung in segregierten Arbeitskolonnen für Schwerstarbeiten bei Erd-, Straßenbau- oder Steinbrucharbeiten eingesetzt werden. Nach dem Novemberpogrom 1938 forcierte das NS-System die jüdische Auswanderung, die Zurückgebliebenen, größtenteils erwerbslos, wurden mit Hilfe sogenannter Judenvermittlungsstellen in soziale Parallelstrukturen gezwungen und aus der Mehrheitsbevölkerung brutal ausgegrenzt.

Nachdem zwischen 1938 und 1941 verschiedene Wiener- und Reichsbehörden unabhängig voneinander Maßnahmen zur Regelung der Zwangsarbeit der jüdischen Bevölkerung einführten, die aber meist nur einen begrenzten Geltungsbereich hatten, wurde am 3. Oktober 1941 ein einheitliches Regelwerk für die Beschäftigung von Jüdinnen und Juden geschaffen. Darin definierte das NS-Regime das Beschäftigungsverhältnis von Jüdinnen und Juden als ein „besonderes“, was bedeutete, dass ihnen die meisten Rechte und Vergünstigungen aberkannt wurden. Zu den größten Nutznießer_innen der Zwangsarbeit in Wien gehörten die Wehrmacht und die Stadt Wien. Besonders gefürchtet waren das Schneeschaufeln und die Arbeit auf der „Mistgstätten“, dem größten Müllplatz Wiens, der sich auf dem Areal des heutigen Donauparks und der UNO-City befand. Darüber hinaus nutzten viele Wiener Industrie- und Gewerbebetriebe vermehrt die Möglichkeit, billige Arbeitskräfte zu bekommen.

Durch die im Oktober 1941 eingeleiteten Deportationen war bis Herbst 1942 fast die ganze Wiener jüdische Bevölkerung deportiert worden. Aufgrund des drückenden Arbeitskräftemangels wurde im Jahr 1944 die Mindestwochenarbeitszeit für die verbliebenen – meist in „Mischehen“ lebenden – Jüdinnen und Juden mit sechzig Stunden festgelegt, auch Arbeits(un)fähigkeit, Alter oder Krankheit spielten keine Rolle mehr.

Deportationen ungarischer Jüdinnen und Juden zur Zwangsarbeit

Bis 1944 war die Lage der ungarischen Jüdinnen und Juden verglichen mit anderen verbündeten oder im Einflussbereich des NS-Regimes stehenden Staaten noch relativ

gut. Sie waren zwar durch die Einführung einer Reihe von antijüdischen Gesetzen und Verordnungen ab 1938 schwersten Diskriminierungen ausgesetzt, unmittelbare Gefahr für Leib und Leben bestand aber nur in Ausnahmefällen. Dies änderte sich mit der Besetzung Ungarns durch die Wehrmacht im März 1944 schlagartig: Ab Mai 1944 erfolgte die vom ungarischen Staat organisierte Ghettoisierung der jüdischen Bevölkerung – ungefähr 795.000 Menschen galten in Ungarn als jüdisch – und die vom Sondereinsatzkommando Eichmann organisierten Deportationen begannen. Innerhalb weniger Wochen wurden mehr als 430.000 Menschen in KZs, die meisten nach Auschwitz, verbracht, wo etwa 75% der Deportierten kurz nach ihrer Ankunft ermordet wurden.

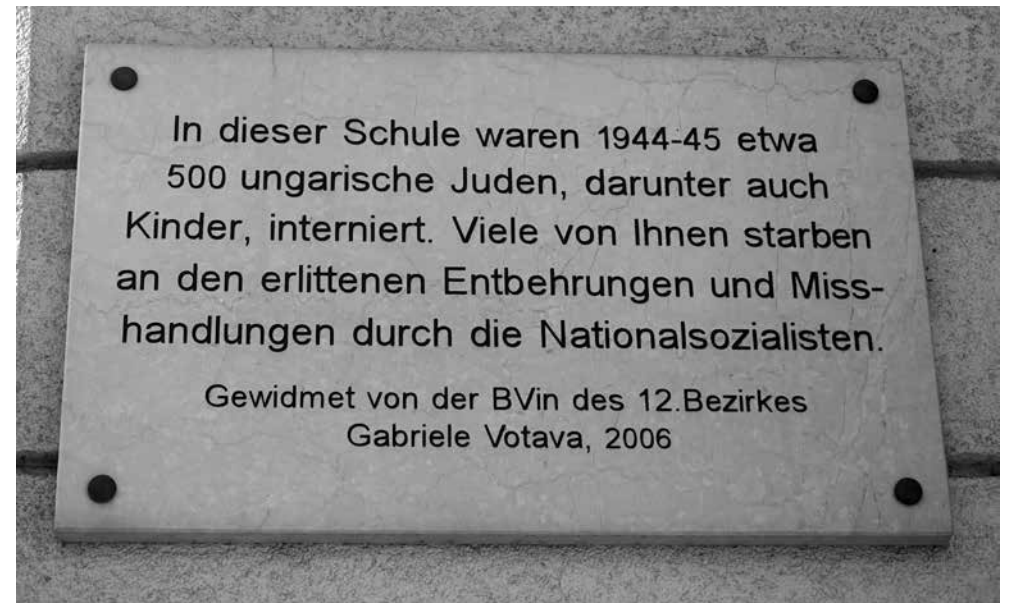
Zudem wurden ungarische Jüdinnen und Juden ins Deutsche Reich zur Zwangsarbeit verschleppt, wobei der Einsatz ungarischer Staatsbürger_innen im NS-Zwangsarbeitssystem besondere Züge trug. Ein Teil war im SS-Lagersystem im KZ Mauthausen und seinen Außenlagern interniert, ein anderer – wesentlich größerer – kam aber über einen anderen Weg in das heutige Ostösterreich. Eichmann handelte bei der Verschleppung von Sklavenarbeiter_innen im Auftrag von Heinrich Himmler. Zudem erhob der Wiener NS-Bürgermeister Hanns Blaschke bei Ernst Kaltenbrunner, dem Leiter des Reichssicherheitshauptamtes, Anspruch auf Zwangsarbeiter_innen, um dem akuten Arbeitskräftemangel in Wien beizukommen. Kaltenbrunner beauftragte in der Folge Eichmann, eine Gruppe für ‚kriegswichtige Arbeiten‘ zusammenzustellen. Daraufhin ließ Eichmann die ersten ca. 15.000 bereits zur Deportation nach Auschwitz in Ghettos verbrachten jüdische Ungar_innen nach Wien deportieren. Insgesamt wurden ab dem Frühjahr 1944 ungefähr 60.000 ungarischen Sklavenarbeiter_innen nach Österreich verschleppt.

Für die Abwicklung und Administration des Zwangsarbeitsdienstes richtete das Budapester Sondereinsatzkommando (SEK) Eichmann im Juli 1944 eine Wiener Dienststelle ein. Es handelte sich um eine Sondereinheit der SS, die sich im 2. Wiener Gemeindebezirk in der Castellezgasse 35 befand. In Wien waren viele der verschleppten Ungar_innen in zwar überbelegten, sanitär aber zumindest akzeptablen Wohnlagern der Gemeinde Wien, aber auch in Arbeitsstätten bzw. Fabriken untergebracht, von wo sie sowohl zu Fuß, als auch mit öffentlichen Verkehrsmitteln an ihre Einsatzplätze gebracht wurden. Diese besondere Situation schlug sich in stark unterschiedlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen nieder.

In einem – so die NS-Terminologie – ‚judenreinen‘ Wien war die Bevölkerung mit den Entbehrungen und dem Leid dieser ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter_innen unmittelbar und unübersehbar konfrontiert. Das Verhalten der Wiener Bevölkerung wird von den ehemaligen Zwangsarbeiter_innen ambivalent erinnert: Neben der Darstellung von Misshandlungen stehen auch oft durchaus positive Bilder der Hilfsbereitschaft und des Mitleids im Vordergrund, vor allem Kindern wurden immer wieder Lebensmittel zugesteckt.

Das Wohnlager Bischoffgasse 10

In Wien befand sich eines der größten Wohnlager für ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter_innen in einer ehemaligen Schule – auch heute wird das Gebäude wieder als Schu-



le genutzt – in der Bischoffgasse 10, im 12. Wiener Gemeindebezirk. Die einzige erhaltene gebliebene Liste über Wiener Lager für ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter_innen – vermutlich aus dem Sommer 1944 – gibt an, dass hier 585 Personen, 206 Männer, 320 Frauen und 59 Kinder, davon 420 „arbeitsfähig“ untergebracht waren. Unter den Kindern, die aus Ungarn nach Wien deportiert und in der Bischoffgasse einquartiert wurden, waren auch der zehnjährige Sándor Hargittai und sein damals erst gerade 3 Jahre alter Bruder István.

„In den Klassenräumen fanden wir dreistöckige Betten vor und Familien konnten zusammen wohnen. [...] Unsere Habseligkeiten konnten unter den Betten verstaut werden“, beschreibt Sándor Hargittai die Verhältnisse. Der Lagerleiter Franz Knoll war ein brutaler Sadist, vor dem die Insass_innen in ständiger Furcht lebten. Das ehemalige Wohnlager in der Bischoffgasse 10 ist nicht zuletzt deshalb gut dokumentiert, weil gegen Franz Knoll 1948 ein Volksgerichtsverfahren durchgeführt wurde. Obwohl Franz Knoll sowohl von ehemaligen Lagerinsass_innen als auch von Bewohner_innen benachbarter Häuser schwerster Misshandlungen beschuldigt wurde, wurde er zu lediglich 18 Monaten schweren Kerkers verurteilt, die er mit der Untersuchungshaft bereits verbüßt hatte.

Franz Knoll unterschlug nicht nur Nahrungsmittel und enthielt Kleinkindern die ihnen zustehende Milch vor, sondern bereicherte sich auch mit einer absoluten Unverschämtheit an den hilflosen Insass_innen. In seinen, Jahrzehnte später abgefassten Erinnerungen, berichtete der damals zehnjährigen Sándor Hargittai:

„Der Lagerführer machte eine Inspektion und Soldaten [sic!] begleiteten ihn. Er hatte einen Stock, mit dem er alles umdrehte und er befahl den Soldaten, Dinge mitzunehmen, die er für uns nicht notwendig hielt. Von den Dingen,

die er uns abgenommen hat, sind mir nur ein paar Spielsachen in Erinnerung geblieben.“

Zudem verließ Franz Knoll sich bei Erkrankungen der Zwangsarbeiter_innen nicht auf die Meinung der Ärzt_innen, sondern bestimmte selbst, wer arbeitsfähig war und wer nicht, bisweilen holte er sogar Patient_innen aus dem Spital. Er verweigerte bereits schwer Kranken die medizinische Versorgung, behielt sie einfach unbehandelt im Lager und kürzte ihnen, da sie nicht mehr als Arbeitskraft dienten, die sowieso schon kargen Essensrationen. Zu diesen misshandelten alten und kranken Menschen gehörte auch Sándor Hargittais Großmutter:

„Die Kranken im Lager wurden auf den Dachboden verlegt. Dies geschah auch mit Großmutter als sie erkrankte. Das war eine endgültige Verlegung, denn nur selten kehrte jemand vom Dachboden zurück. Niemand betreute die Kranken. Ihre Mahlzeiten wurden am Eingang zum Dachboden abgestellt und diejenigen Kranken, die in besserer Verfassung waren, verteilten das Essen und meldeten am nächsten Morgen die letzten Todesfälle. Eines Morgens war dann Großmutter unter den Toten.“

Die Bewohner_innen des Lagers waren in verschiedenen Betrieben beschäftigt und arbeiteten oft in beträchtlicher Entfernung vom Lager, zum Teil auch außerhalb Wiens – sie standen jeden Tag um halb fünf auf, gingen um sechs Uhr zur Arbeit und kehrten abends zwischen sechs und sieben Uhr zurück. Frauen wurden nach Luftangriffen seitens der Alliierten vielfach zum Räumen von Trümmern und zu gefährlichen Reparaturarbeiten an Dächern eingesetzt. Auch die über 10 Jahre alten Kinder waren zur Zwangsarbeit verpflichtet. Sie mussten zum Beispiel aus den öffentlichen Brunnen in die Häuser und Geschäfte Wasser tragen, nachdem die Wasserleitung in Meidling beschädigt wurde und es keine Wasserversorgung mehr gab oder sie wurden nach Schönbrunn gebracht, wo sie den Park aufzuräumen oder Feldarbeiten zu verrichten hatten.

Sándor Hargittai musste in einer speziellen Arbeitsgruppe von 20 Kindern zwischen 10 und 15 Jahren Bombenopfer aus beschädigten Häusern holen. Für diese grauenvolle Arbeit wurden Frauen und Kinder eingesetzt, da sie leicht genug waren, um sich in den einsturzgefährdeten Häusern bewegen zu können. Wenn Kinder sich weigerten, die gefährlichen Ruinen zu betreten, schossen die Wachmannschaften in die Luft.

„Wir gingen in ausgebombte Häuser, unmittelbar nach den Bombardements. Wir wurden benutzt, um in Löcher zu schlüpfen, in die die Erwachsenen nicht hinkamen. Wir mussten die Leichen, die Verletzten und all die Wertsachen hinaustragen. Wenn wir nur ein Gliedmaß oder einen anderen menschlichen Körperteil fanden, die mussten wir auch herausholen. Es war eine grausame und fürchterliche Arbeit und auch sehr gefährlich. Mehrere kamen ums Leben, als sie von einer hohen Stelle stürzten. Sie wurden durch noch jüngere Kinder ersetzt“,

erinnert sich Sándor Hargittai, den die Erinnerung an diese schrecklichen Erlebnisse sein Leben lang verfolgte.

Das letzte große Leiden, die Verschleppung nach Mauthausen, blieb den Bewohner_innen des Lagers Bischoffgasse erspart. Dies hatten sie ausgerechnet Franz Knoll zu verdanken, der zu Kriegsende offenbar die Zeichen der Zeit zu lesen verstand. Als am 5. April 1945 SS-Männer die Lagerinsass_innen abholen wollten, verweigerte er ihre Übergabe. Er behauptete, als Beamter der Gemeinde Wien dafür einen schriftliche Anweisung des Rathauses zu benötigen, welche die SS-Männer natürlich nicht vorweisen konnten. Damit erlebten mindestens 422 Bewohner_innen des Lagers ihre Befreiung in Wien. Tausende ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter_innen mussten jedoch in Richtung Mauthausen marschieren, Hunderte wurden unterwegs Opfer von Einheiten der Waffen-SS.

István Hargittai, der bei seiner Deportation erst drei Jahr alt war und sich kaum an die Zeit im Lager erinnern kann, besuchte im Jahr 2002 das ehemalige Lager Nr. 12 in der Wiener Bischoffgasse 10.

„Das war das erste Mal, dass ich dort hinging und ich war das einzige Mitglied unserer Familie, das die Stelle des einstigen Lagers je besuchte. Im ehemaligen Gebäude, das nach wie vor als Schule funktioniert, fand ich vom früheren Lager keine Spur. Als ich Fragen stellte und niemand von irgendetwas wusste, wurde es mir fast peinlich. Der jungen und netten Direktorin kam es aber vor, als hätte sie schon etwas vom Lager gehört. Wir gingen in den Dachboden hinauf, wo die alten Jahrbücher gelagert waren. Vom Schuljahr 1944/45 fanden wir nur eine kurze Eintragung, aber kein Wort vom Lager. Ich machte auch jenen Teil des Dachbodens ausfindig, in den einige Treppen hinaufführten und den ich aus der Erzählung von Sanyi erkannte. Die Direktorin wurde gerufen und ich blieb einige Minuten in diesem staubigen Raum, in dem auch Luftzug wehte, unter schweren Holzbalken alleine und ich hatte das Gefühl, als wäre ich der Großmutter nahe, die damals jünger war als ich jetzt und an die ich mich gar nicht erinnern kann.“

Erst im Jahr 2006 wurde auf Initiative von Robert Rosner, des Instituts für Jüdische Geschichte Österreichs und der Bezirksvorstehung Wien-Meidling eine Gedenktafel am Gebäude angebracht.

Quellen:

- Ungarische Zwangsarbeit in Wien: <https://ungarische-zwangsarbeit-in-wien.at>
- Istvan Hargittai: Our Lives; http://www.erinnern.at/752_Hargittai_Our_Lives_Workshop_Lappin_Gmeiner.pdf
- Dieter J. Hecht, Eleonore Lappin-Eppel, Michaela Raggam-Blesch: Topographie der Shoa. Gedächtnisorte des zerstörten jüdischen Wien. Mandelbaum Verlag, Wien, 2015.
- Eleonore Lappin: Ungarische Juden in Österreich. Zwangsarbeit 1944/45 und die Todesmärsche im Frühjahr 1945. In: David – Jüdische Kulturzeitschrift. http://david.juden.at/2008/76/14_lappin.htm

Kabel- und Drahtwerke AG – Oswaldgasse 33

Aus: Ungarische Zwangsarbeit in Wien:
<https://ungarische-zwangsarbeit-in-wien.at>

Das Werk geht auf die 1888 von Otto Bondy – einem Vorfahren der Künstler- und Wissenschaftlerfamilie Bondy und Cassirer – gegründete Kabel- und Posamentenfabrik in Wien-Penzing zurück. 1904 wurde in der Oswaldgasse 33 in Wien-Meidling eine größere Fabrikanlage errichtet, wohin der Betrieb als Kabelfabrik und Drahtindustrie AG Wien übersiedelte. Ab 1935 geriet die Firma in den Einflussbereich der Elin AG. Das aus mehreren Fusionen hervorgegangene Unternehmen hieß fortan Kabel- und Drahtwerke AG (KDAG).

Während der NS-Zeit wurden Tschechen, Italiener, Franzosen und Ukrainerinnen als Kriegsgefangene und Zwangsverpflichtete im Werk beschäftigt. Der Meidlinger Betrieb scheint auch als Ort der Zwangsarbeit für ungarische Jüdinnen und Juden in der Literatur immer wieder auf. Näheres konnte aber – außer, dass Belege für Zahlungen für die Zwangsarbeit im Herbst 1944 vorliegen – noch nicht verifiziert werden. Einzig eine Aufstellung der NS-Behörden gibt Aufschluss darüber, dass im Werk ein Zwangsarbeiter_innenlager mit 50 Insassen, davon neun Männer, 34 Frauen und sieben Kinder eingerichtet wurde, von denen die NS-Behörden 40 Personen als ‚arbeitsfähig‘ einstufen.

Im Februar 1945 wurde ein Großteil der Lager- und Fabrikationshallen durch Brandbomben zerstört. Nach dem Krieg wiederaufgebaut, stellte das Werk 1997 die Produktion ein. 2004 wurden Teile der Anlage abgerissen, auf den so freigewordenen Flächen werden Wohnbauten errichtet. Die stillgelegten Werkshallen sind als Stadtlabor Kabelwerk eine feste Größe im Wiener Kulturbetrieb.

Bil Spira - Zeichner und Fälscher im Widerstand

Bil Spira wurde als Wilhelm Spira am 25. Juni 1913 in Wien geboren und fertigte schon als 16-Jähriger Theaterzeichnungen für das Kleine Blatt und politische Karikaturen für die Arbeiter-Zeitung an. Nach dem Studium an der Wiener Kunstgewerbeschule wurde er Redakteur des Sonntag, wo er auch Artikel und Gedichte des befreundeten Autors Jura Soyfer illustrierte. Er schuf außerdem Bühnenbilder und Programmhefte für diverse Kabaretts.

Nach dem „Anschluss“ im Jahr 1938 wurde er zusammen mit seinem Vater Hugo Spira zur Überprüfung ihrer Papiere auf das Meidlinger Commissariat „gebeten“, verhaftet und in das sogenannte Notgefängnis der Gestapo in der Karajangasse 14 im 20. Wiener Gemeindebezirk gebracht.¹ „Wenn S’ mich net schön zeichnen, kommen S’ nach Dachau!“, erinnerte sich Spira später an die Drohungen der Peiniger, die er porträtieren musste. Nach vier Wochen Internierung wurden Bil Spira und sein Vater unter der Androhung, dass sie, wenn sie Österreich nicht innerhalb von drei Monaten verlassen würden, doch noch nach Dachau deportiert würden, entlassen.

In der Zwischenzeit war die Wohnung der Familie Spira in der Ludwig-Martinelli-Gasse 8/Stg 2/4 in Meidling „arisiert“ worden. Da in der Nähe der Wohnung eine SS Kaserne² gebaut werden sollte, fand SS-Oberscharführer Albert Schatzmann deren Lage ideal und auch der Preis erschien ihm angemessen:

„Am 6. April 1938 gingen SS-Oberscharführer[Huber] und ich auf Wohnungssuche. Da die Kaserne des SS ‚3‘ in die Schönbrunnergegend gebaut werden soll, wählten wir zur Suche dessen Umgebung. [...] In (sic!) den Gemeindewohnungen am Tivoli erfuhren wir, dass dortselbst ungefähr 10 jüdische Familien wohnen. Da die Gemeindewohnungen am Tivoli in der Grösse, Lage und Preis den Verhältnissen der Unterführer des I./SS ‚3‘ vollauf entsprechen würden, bitte ich, den Sturmbann beim Wohnungsamte der Gemeinde Wien vorsprechen zu wollen, dass die durch Juden gemieteten Wohnungen zu Gunsten der verheirateten Unterführer des I./SS ‚3‘ baldigst geräumt werden.“

Schatzmanns Eingabe wurde befürwortet: „Nachdem diese Wohnugen (sic!) der Stadtgemeinde Wien gehören und Juden die Nutznießer (sic!) dieser Einrichtung sind, bitte I./SS ‚3‘ die Räumung dieser Wohnungen veranlassen und den verheirateten Unterführer (sic!) des I./SS ‚3‘ zuweisen zu wollen.“ Der Wohnungsraub gelang und Albert Schatzmann zog am 1. Juli 1938 in die Wohnung der Familie Spira ein.

Während seine Eltern nach Schweden emigrierten, versuchte Bil Spira, der schon in den 1930er Jahren einige Zeit in Paris gelebt hatte, ein Visum für Frankreich zu bekommen. Bei seinen wöchentlichen Meldungen am Meidlinger Commissariat, hoffte er immer, bereits das Eintreffen des Visums verkünden zu können: „Ich bin bereit. Ich

warte nur noch auf mein Visum. Wenn es nach mir ginge, würde ich mich bereits morgen in einem französischen Kommissariat melden.“ Als seine Ausreisefrist nur noch wenige Tage war, floh Bil Spira über Saarbrücken und reiste illegal in Frankreich ein, wo er deshalb seinen Pass vernichtete und den eher symbolischen Namen Bill Freier annahm. Aufgrund des französischen Asylrechts wurde er zwar nicht abgeschoben, aber aus dem von Flüchtlingen überfüllten Paris in die östlich liegende Kleinstadt Lagny-sur-Marne verwiesen. Dennoch hielt er sich viel in Paris auf und lernte dort seine spätere Frau Mina Leibel kennen.

Nachdem England und Frankreich am 3. September 1939 dem Deutschen Reich den Krieg erklärten, wurde er, wie all die anderen Österreicher und Deutschen – obwohl als Sozialisten, Kommunisten_innen oder Juden und Jüdinnen vor den Nationalsozialisten_innen aus ihren Ländern geflohen – als politisch verdächtiger „feindlicher Ausländer“ interniert. Bil Spira kam zuerst in das Pariser Internierungslager im Tennisstadion Roland Garros und wurde von dort in das Lager Damigny in die Normandie gebracht. Im Jahr 1940 war er in Meslay du Maine und Montluçon, wo er Metalldreher wurde, kam im Juni 1940 endlich frei und schlug sich wie viele andere, die sich auf der Flucht befanden, nach Marseille durch, das sich nach der Kapitulation der Streitkräfte Frankreichs noch in der Zone libre, die unter Verwaltung des Vichy-Regimes stand, befand. Die Häfen der französischen Atlantikküste wurden bereits von deutschen Truppen kontrolliert und so hofften alle, von Marseille mit einem Schiff flüchten zu können. Aber Marseille war eine Falle, es liefen keine Schiffe mehr aus, die Gestapo hatte bereits ein Büro eingerichtet und im deutsch-französischen Waffenstillstandsabkommen hatte sich Marschall Pétaains Marionetten-Regierung verpflichtet, „alle in Frankreich sowie in den französischen Besitzungen befindlichen Deutschen, die von der deutschen Reichsregierung namhaft gemacht werden, auf Verlangen auszuliefern.“ So saßen Tausende von Emigrant_innen, die sich nach Südfrankreich retten konnten, in Marseille in tödlicher Gefahr fest und hofften auf ein rettendes Visum, das ihnen die Flucht aus Europa ermöglichen könnte.

Die einzige noch mögliche Fluchtroute führte zu Fuß über die Pyrenäen, nach Spanien und von dort nach Lissabon, von wo noch einige wenige Passagierschiffe in die USA ausliefen. Dafür waren aber zahlreiche Dokumente notwendig: Eine Ausreisebewilligung aus Frankreich – was allerdings nicht so genau genommen wurde – spanische und portugiesische Transitvisa und vor allem ein Visum für die USA, das wiederum an ein Affidavit, eine Garantieerklärung eines oder einer amerikanischen Einladenden, gebunden war.

Bil Spira verdingte sich in Marseille als Straßenzeichner um seine schwangere Frau Mina und sich selbst finanziell über Wasser zu halten und versuchte so wie alle anderen möglichst schnell von diesem Ort wegzukommen. Zu dieser Zeit hielt sich auch Varian Fry im Auftrag des Emergency Rescue Committee (ERC), das unter der Schirmherrschaft von Thomas Mann und mit Unterstützung durch Eleanor Roosevelt in New York gegründet worden war, in Marseille auf. Ziel des ERC war die Rettung der „besten, kreativsten Kräfte“ – gemeint waren damit „Wissenschaftler, Künstler und Intellektuelle“ – aus dem abgeriegelten Vichy-Frankreich. Varian Fry wurde auf Bil Spira aufmerksam und dieser liess sich dazu überreden, vorerst noch in Marseille zu bleiben und sein zeichnerisches Talent dafür zu verwenden, anderen Flüchtlingen zu helfen.



Bil Spira in einem nicht identifizierten französischen Lager (1940-1941)



Bil Spira: Selbstportät (um 1930)

Unter dem Tarnnamen „Bill Freier“ kam ihm fortan die Aufgabe zu, Stempel und Unterschriften in Pässen und anderen Dokumenten zu fälschen. „Bill Freier“, so Varian Fry in seinen Erinnerungen, „war ein [...] absolut aufrichtiger junger Mann. [...] Er war ein sehr geschickter Zeichner und machte Stempel so perfekt nach, daß nur ein Experte erkennen konnte, daß sie mit dem Pinsel gemalt waren. Er kaufte Blanko-Ausweise in Tabakläden, setzte die Personalien ein und fälschte dann den Stempel der Präfektur, der das Papier zu einem offiziellen Dokument machte.“

Bil Spira selbst beschreibt seine Tätigkeit folgendermaßen:

„Auch Identitätskarten lernte ich fabrizieren. Normalerweise kaufte man so eine Karte, vorgedruckt, aber unbeschrieben, in der Tabaktrafik. Damit ging man aufs Polizeikommissariat und ließ sie dort ausfüllen und stempeln. Um den Schützlingen des Komitees zu einer neuen plausiblen Identität zu verhelfen, versah ich ihre Karten mit ihren Photos und einem elsässischen Stempel. Sie bekamen einen im Elsaß üblichen Namen und den dazugehörigen Geburts- und Wohnort sowie eine Wohnadresse. Doch wenn ich dann die eigenhändige Unterschrift des Kommissärs draufsetzte, war das Kunstwerk noch nicht vollendet. Denn je nach Ausstellungsdatum sollte der Ausweis mehr oder weniger alt und abgegriffen aussehen. Ein paar Kaffeeflecken, etwas Staub, Wassertropfen, einige Klopfer mit der Schuhsohle halfen da wirkungsvoll nach. Und schließlich trampelte ich noch mit nackten Füßen darauf herum.“

Unter den von Bil Spira mit neuen Dokumenten ausgestatteten und vom ERC Geretteten waren u.a. Otto Fritz Meyerhof, ein deutscher Biochemiker, der später den Nobelpreis für Medizin erhielt, die Wiener Schauspielerinnen, Autorin und Journalistin Hertha Pauli, deren Hilferuf an Thomas Mann einer der Auslöser für die Gründung des ERC war und der Schriftsteller Franz Werfel.

Bevor Bil Spira selbst aus Marseille flüchten konnte, wurde er von einem Spitzel im ERC verraten und, so Varian Fry, „inmitten seiner ganzen Fälscher-Ausrüstung verhaftet“. Mit seiner Verhaftung begann für Bil Spira eine Schreckensodyssee durch französische Internierungslager und mehrere Konzentrationslager. Er wurde zunächst im Lager Brébant in Marseille und ab Jänner 1941 in Le Vernet in den Pyrenäen interniert, wo er bis zu seiner Deportation über das Durchgangslager Drancy in Richtung nationalsozialistische Konzentrationslager inhaftiert blieb. Im Jahr 1942 wurde Bil Spira in die KZs Laurahütte und Blechhammer, Außenlagern von Auschwitz deportiert, ehe er gemeinsam mit über 3.000 KZ-Häftlingen im Jänner 1945 mit einem der Todesmärsche Richtung Westen marschieren musste. Über die Lager Gross-Rosen und Buchenwald kam er bis nach Theresienstadt, wo er am 8. Mai 1945 die Befreiung erlebte.

Nach Kriegsende kehrte Bil Spira nach Paris zurück, wo er Mina und seinen vierjährigen Sohn Francois fand. Tragischerweise erlitt Mina kurz nach der Wiedervereinigung der Spiras einen Zusammenbruch, der sie geistig arbeitsunfähig machte. Sie starb 1953 in einer Anstalt. Bil Spira blieb in Paris, wo er bis zu seinem Tod im Jahr 2000 als Karikaturist und Fotograf arbeitete.

Sein erster Brief nach der Befreiung an den Nebelspalter, eine Schweizer Satirezeitschrift, für die er schon früher Zeichnungen angefertigt hatte, lautete:

„Bitte entschuldige die lange Pause in meiner Mitarbeit. Ich war deportiert. Hier bin ich wieder und sende in der Beilage mein erstes Blatt seit der tausendjährigen Unterbrechung.“

Fußnoten:

- 1 Siehe dazu: Schule und Gestapo-Sammellager – Karajangasse 14. In: Broschüre zum Antifaschistischen Gedenkrundgang am 10.11.2014, Wien, 20. Bezirk, Brigittenau
2 Dabei handelt es sich um die heutige Maria-Theresien-Kaserne, auch unter Fasangartenkaserne, bekannt, die sich an der Südseite des Schlossparks Schönbrunn im so genannten Fasangarten befindet und zur Zeit der NS-Herrschaft Kaserne Wien-Schönbrunn genannt wurde. In Schönbrunn befand sich auch ein Außenlager des KZ Mauthausen. Siehe dazu: Christian Rabl: Die SS-Kaserne am Fasangarten in Schönbrunn. In: Broschüre zum Antifaschistischen Gedenkrundgang am 10.11.2013, Wien, 14. Bezirk, Penzing

Quellen:

- Oliver Bentz: Zeichenkunst und Humanität – Zum 100. Geburtstag des Wiener Zeichners Bil Spira (1913-1999). In: Wiener Zeitung, Samstag/Sonntag, 22./23. Juni 2013.
- Bil Spira: Karajangasse. In: März. Literatur & Gedächtnis. März 1938. Ein Lesebuch. Judith Goetz, Alexander Emanuely (Hrsgs.). Theodor Kramer Gesellschaft, Wien, 2011.
- Bil Spira: Ich bin bereit! In: Exil. Literatur & Gedächtnis. Ein Lesebuch. Alexander Emanuely, Judith Goetz, Thomas Wallerberger (Hrsgs.). Theodor Kramer Gesellschaft, Wien, 2012.
- Herbert Exenberger, Johann Koß, Brigitte Ungar-Klein: Kündigungsgrund Nichtarier – Die Vertreibung jüdischer Mieter aus den Wiener Gemeindebauten in den Jahren 1938-1939. Picus-Verlag, Wien, 1996.
- Mit dem Zeichenstift zum Zeugen der Geschichte. DAVID – Jüdische Kulturzeitschrift. Buchrezension zu Claude Bessone (Hg.): Bil Spira. Vom Roten Wien zu den französischen Internierungslagern.
- Claude Bessone (Hrsg.), Bil Spira. Vom Roten Wien zu den französischen Internierungslagern. Übersetzt v. Thomas Klinkert, Erich Schmidt Verlag, Berlin 2016.
- Bil Spira: Die Legende vom Zeichner. Wien · Vernet · Groß-Rosen · Paris. Döcker-Verlag, Wien 1998. (nur antiquarisch oder in Bibliotheken erhältlich)
- Yad Vashem – Die Gerechten unter den Völkern: Varian Fry. <https://www.yadvashem.org/de/righteous/stories/fry.html>

Weiterführende Informationen und Veranstaltungen

Weitere Zeitzeug_innenberichte mit Bezug zu Meidling

- Robert Altschuler
Center for Jewish History
access.cjh.org/1222214,
access.cjh.org/402436
- Jerry Breuer
Center for Jewish History
access.cjh.org/348868
- Eva Desrosiers
United States Holocaust Memorial Museum
<https://collections.ushmm.org/search/catalog/irn59539>
- George Alfred Kemeny
Center for Jewish History
access.cjh.org/1315429

Veranstaltungshinweise

- Plattform Novembertage
Hinweise auf Gedenkveranstaltungen rund um das Thema Novemberpogrome
plattform.novembertage.at
- Initiative Aspangbahnhof
Veranstaltet jedes Jahr am 9. November eine Mahnwache und Kundgebung vor dem ehemaligen Aspangbahnhof am Platz der Deportation, 1030 Wien
initiative-aspangbahnhof.org/
- Ausstellung: Ein flüchtiger Blick. Kurt Klagsbrunn
5.12.2018 - 12.5.2019
Jüdisches Museum der Stadt Wien,
Dorotheergasse 11, 1010 Wien
- Ausstellung: Letzte Orte vor der Deportation – Kleine Sperlgasse, Castellezergasse, Malzgasse
11.5.2018 - 1.2.2019
• Amtshaus Leopoldstadt,
Karmelitergasse 9, 1020 Wien

Initiativen

- Steine der Erinnerung,
<http://steinedererinnerung.net/>
- Steine des Gedenkens für die Opfer der Shoa, <http://www.steinedesgedenkens.at/>

- [Erinnern.at](http://www.erinnern.at/) - Nationalsozialismus und Holocaust, <http://www.erinnern.at/>

Jüdisches Leben und Verfolgung in Wien

Buchtipps

- Dieter J. Hecht, Eleonore Lappin-Eppel, Michaela Raggam-Blesch: Topographie der Shoa. Gedächtnisorte des zerstörten jüdischen Wien. Mandelbaum Verlag, Wien, 2015.
- Bob Martens, Herbert Peter: Die zerstörten Synagogen Wiens. Virtuelle Stadtparziergänge. Mandelbaum Verlag, Wien, 2009.
- Tina Walzer, Stephan Templ: Unser Wien. ‚Arisierungen‘ auf österreichisch. Aufbau Verlag, 2001.
- DÖW (Hg.): Jüdische Schicksale. Berichte von Verfolgten. ÖBV, 1992
- Jüdisches Wien. Mandelbaum City Guide. 2012.

Institute/Datenbanken/Recherche

- DÖW – Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands
<http://www.doew.at>
Inhaltliche Schwerpunkte: NS-Verbrechen, NS- und Nachkriegsjustiz, Rechtsextremismus nach 1945, Datenbank der Opfer der Shoa, Widerstand und Verfolgung, Exil, Restitution und Entschädigung nach 1945
- Yad Vashem
<http://www.yadvashem.org/>
Datenbank (u.a. Opfer der Shoa, Zeitzeug_innenberichte, Fotoarchiv)
<http://www.yadvashem.org/collections>
- Leo Baeck Institute – New York | Berlin
<https://www.lbi.org/> Archiv, Bibliothek und Kunstsammlung; Memoiren und Manuskripte von Zeitzeug_innen
- Austrian Heritage Archive (AHA)
<http://www.austrianheritagearchive.at/de>
Versammelt Audio- und Video-Interviews mit österreichisch-jüdischen Emigrantinnen und Emigranten

www.rundgang.blogspot.de

Impressum: AK Gedenksparziergang, 1010 Wien